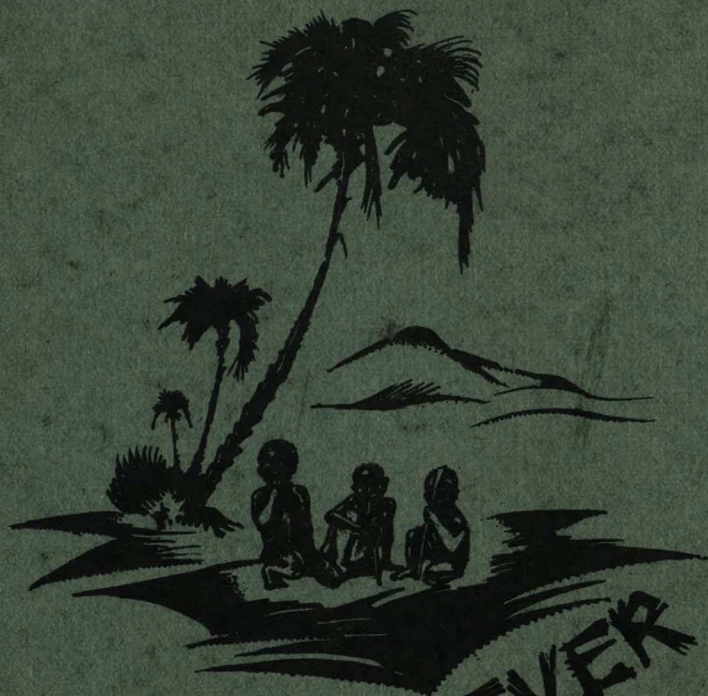
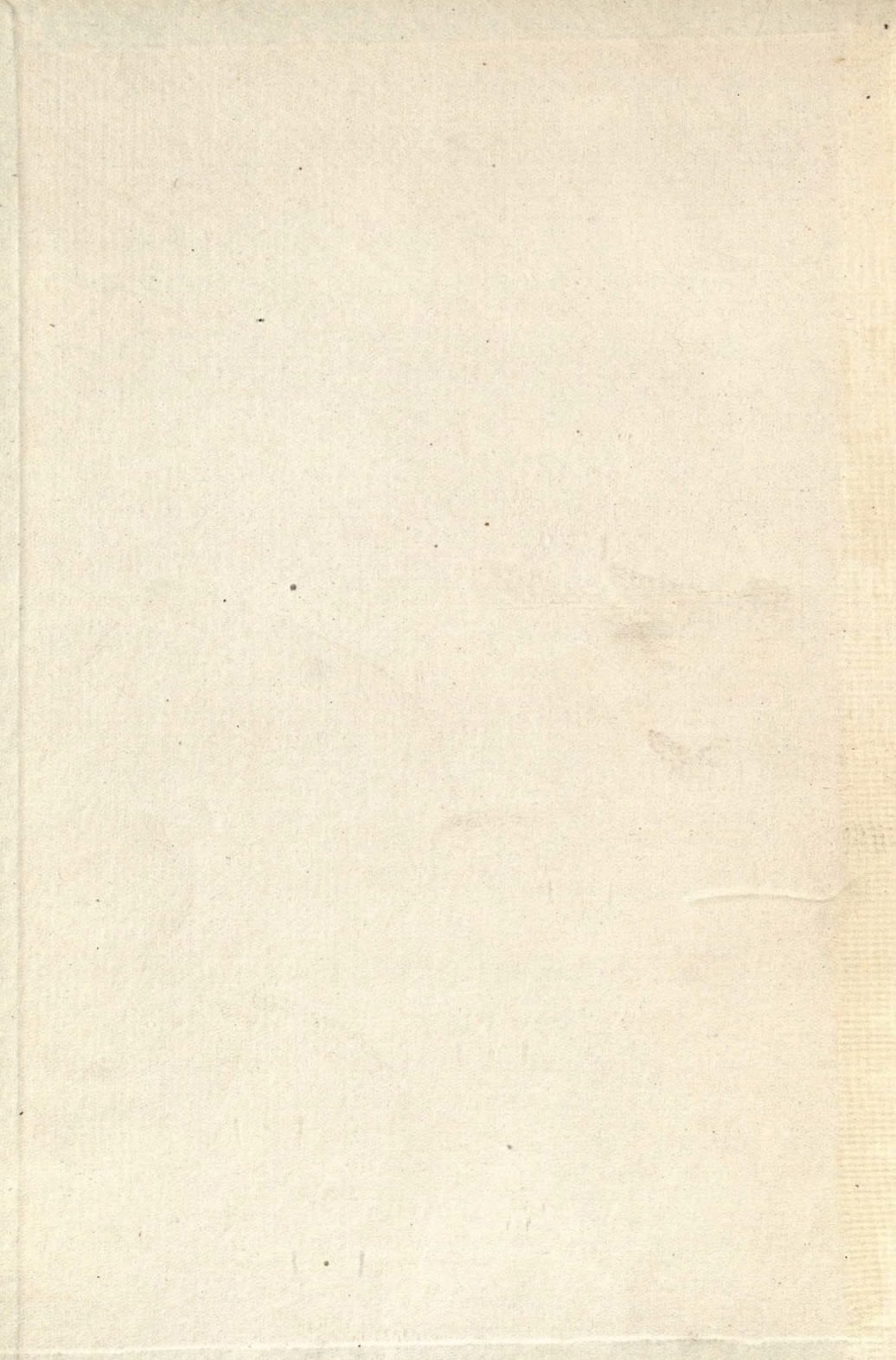


2 695



AFRIKANESE
AFRIKANISCHE
BRIEFE



4/5
Oskar Erich Meyer / Afrikanische Briefe

Afrikanische Briefe

Erzählungen an Freunde aus Afrika

von

Oskar Erich Meyer

Copyright in Uganda 1952

U. G. P. No. 100/52



100/52

Verlag von ...
... 1952

Afrikanische Briefe

Erinnerungen an Deutsch-Ost-Afrika

von

Oskar Erich Meyer

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55

tel. 22 69-78-773



Wa5162889

Bayerndruck G. m. b. H.
München-Pullach 1923

Afrikanische Reise

Erinnerungen an Ostafrika

von

Oskar Reisch



2695

Verlag v. O. W. Bartsch & Co. Wien

1.1

1885

Vorrede

Dies Buch gehört meiner Frau,
die mich im Spiegel dieser Briefe
durch Afrikas Wildnis geleitete

Vorrede

Im Jahre 1910 erging an mich der Ruf, an einer Forschungs-
fahrt in das Herz von Deutsch-Ost-Afrika teilzunehmen. Das
deutsche Reichskolonialamt hatte den Bau einer Bahn begonnen,
die den Hafen von Darressalam am Indischen Ozean mit dem Tan-
ganjika-See, der Westgrenze der deutschen Kolonie, verbinden
sollte. Dazwischen lagen die weiten Steppen und buschbestan-
denen Flächen der kaum bekannten Landschaft Ugogo. Die Er-
forschung dieses Gebietes war unsere Aufgabe. Dem Ziel der
Reise, ein klares Bild der wirtschaftlichen Quellen des Landes zu
zeichnen, entsprach die Wahl der Teilnehmer: Als Vertreter der
Bodenkunde ging Privatdozent Dr. Paul Bageler mit; Leutnant
Egon Schumacher, der im Weltkrieg den Tod für sein Vaterland
starb, waren die kartographischen Arbeiten anvertraut; mir selber
blieb die geologische Erkundung vorbehalten.

Die wissenschaftlichen Ergebnisse unserer Fahrt sind seit lan-
gem veröffentlicht worden. Der Schienenstrang durchschneidet nun
als schmale Furche das lichtüberflimmerte Meer des meilen-
weiten Busches. Doch zu Seiten der schmalen Furche ist der
weiße Mann und sein Werk noch so machtlos wie einst. Da herr-
schen im Schutze der vielverschlungenen Zweige, umwehrt von den
Dornen des Busches, die alten Gebieter des Landes: Breitet die
Abenddämmerung die ersten Schleier über die Ebene, dann bellen
die Schakale. Im Schutze dichterem Dunkels singt die Hyäne ihr
unheimlich klagendes Lied. Tiefer im Lande ziehen Antilopen-
rudel mit scheuen Füßen zu den wenigen Wasserstellen. Simba,
der Löwe, grollt ihnen hebende Angst ins Herz, und mit grünlich
schillernden Lichtern schleicht Chui, der Leopard, durchs Geäst.

Lichtet der Morgen über das Land, dann weichen die großen Räuber blinzelnd und blutgesättigt in die grundlose Tiefe des Busches zurück. Antilopen äßen auf offener Steppe, Zebras äugen erhobenen Halses dem fremden Wanderer nach, das scheue Gnu flieht in schwarz-geballten Rudeln über die staubende Erde, und Giraffen zerran das Laub von den Bäumen.

Schnell steigt die Sonne bis in den Zenith, streut flimmern-des Licht über dorrende Steppengräser, gießt lähmende Glut in den Busch. Nasgeier ziehen von weither gemessene Kreise um die Reste nächtlichen Raubes, und, ohne die weitgeklasterten Flügel zu regen, folgen mit greisen Köpfen die Marabus nach.

Hier taucht, aus Knüppeln und Lehm gebaut, eine Neger-hütte auf, von Hirsefeldern umgeben. Mit klirrenden Spangen um Arm und Fuß beugen sich Frauen mit dunkel schimmernder Haut zu Boden und zeigen ein Lächeln um blinkende Zähne.

Dann taucht der schmale Pfad wieder tief in den Busch. Mit schlürfenden Schritten folgen die Träger, Mann hinter Mann, der spärlichen Spur. Die schwarzen Leiber glänzen, die hölzernen Ohrpflocke baumeln im Takt, und die Negerhaut zieht eine Wolke eigenen Dunstes hinter sich her.

Am Nachmittag spannt sich das Sonnensegel mildtätig über dem rasch errichteten Zelt. Ein schlammgetrübtes, übel riechen-des Wasser aus uraltem Brunnen brodelt über dem lodernden Feuer. Kisten und Koffer stehen umher. Eifrige Hände häuten eine frisch geschossene Antilope ab. So naht der Abend, bringt Kühle der triefenden Stirn, Labung der dürstenden Kehle und Stillung dem hungernden Leib. Dann spannt sich der tropische Sternenhimmel über das Lager. Leise verglimmt das Feuer. Um ein flackerndes Windlicht sitzen wir Drei und träumen vor uns hin. Von einem fernen Negerdorf hallt dumpf eine wirbelnde Trommel herüber. Dort stampfen, vom Rausch des Rythmus gepackt, schwarze Männer und Frauen im Kreise. Im Busch um die Zelte wispert es leis. Dort knact ein Aft. Eine Hyäne heult auf, zitternd vor feiger Gier. Und der Wildnis Stimmen sind um uns herum, wenn wir in die Zelte gehen, und begleiten uns tief in den Schlaf.

Von diesen Dingen, denen in unserer Schilderung der wissenschaftlichen Ergebnisse kein Raum gegeben war, habe ich damals meiner Braut in Briefen berichtet, die unter dem Eindruck der Stunde in Busch und Steppe niedergeschrieben wurden. An Veröffentlichung dachte ich nicht. Aber wenn später meine Frau aus diesen Briefen einzelne Teile in engerem Kreise las, äußerte mancher Hörer den Wunsch, meine Eindrücke afrikanischer Landschaft in Buchform gesammelt zu sehen. Daß ich mehr als ein Jahrzehnt verstreichen ließ, ehe ich diesem Verlangen nachkam, zeigt mehr als Worte den Widerstand, den ich der Verwirklichung des Planes entgegenstellte. Ein Bedenken entsprang der Scheu, Dinge, die nur meiner Frau und mir gehören, weiteren Kreisen preiszugeben. Dieses war leicht zu besiegen: Ich schaltete die vielen Seiten aus, die von unserem Verhältnis zueinander sprachen, mochten sie auch die wertvollsten sein. So blieben nur die Schilderungen von Land und Leuten übrig. Aber hier erhob die Selbstkritik ihre warnende Hand: Die Feder, die in der Wildnis eilig stizzierend die Blätter füllte, war nicht von den strengen Gesetzen der Form überwacht, um die ich in stiller Sammlung am Schreibtisch daheim zu ringen gewohnt bin. Wem die Form nicht ein äußerer Schmuck, sondern innerste Forderung jedes Schaffens ist, der wird dieses mein schwerstes Bedenken verstehen. Die Andern aber — und ihrer sind Viele — deren Teilnahme an einem fernen und fremden Lande formale Bedenken überwiegt, auf die mein eigener Finger als erster weist, werden das Ihre in diesen Seiten zu finden wissen. Diese Briefe nach langen Jahren neuen Erlebens so zu bearbeiten, daß sie strenger, stilistischer Forderung genügen, habe ich nicht gewagt, aus Furcht, die Ursprünglichkeit des Eindruckes durch verspäteten Eingriff zu zerstören. So mögen denn Jene recht behalten, die gerade in dieser Ursprünglichkeit den Wert der folgenden Blätter sahen. Wehte mich doch selber noch einmal die Glut afrikanischer Sonne an, als ich die alten Briefe sichtete; und sah ich doch selbst im Geiste noch einmal das Land, dessen Armut der empfindsamen Seele zur Größe wird, und dessen Eintönigkeit zu unendlicher Weite gesteigert ist.

*

Wer die tausend Kilometer Landes vom Indischen Ozean zum Tanganjika-See mit wenigen Schritten durchmessen könnte, stiege gleichsam die breiten Stufen einer flachen Treppe hinauf. Dieser Stufenbau ist das augenfällige Merkmal der ostafrikanischen Landoberfläche: Das Auge, das über eine der weiten Ebenen Ugogos wandert, wird, fern oder nah, von einem mauergleichen Abfall gehemmt, der, so gerade wie mit dem Messer geschnitten, das Land durchzieht. Und hat der Wanderer den steilen Abfall erstiegen, so dehnt sich dieselbe Ebene, die er unter sich ließ, wieder endlos vor ihm aus.

Erst in neuerer Zeit hat die Geologie die Deutung dieser Landschaftsform gefunden: Zwei Schollen der Erdrinde, die ursprünglich in gleicher Höhe lagen, haben sich längs von Sprüngen lotrecht gegeneinander verschoben. Von diesen „Bruchstufen“ ist in den folgenden Seiten häufig die Rede. Auch paarweise treten die Bruchstufen auf. Dann hat sich in den meisten Fällen ein schmaler, langer Streifen der Erdrinde an zwei parallelen Sprüngen gesenkt. Diese Erscheinung bezeichnet der Geologe als „Graben“. Zu diesem weitgespannten System der afrikanischen Gräben gehört sowohl die langgestreckte Senke des Tanganjika-Sees wie die größere des Roten Meeres, welche das Schiff auf dem Wege nach Dareffalam durchmiszt.

Deutsch-Ost-Afrika, den alten Namen des Landes, das unser war, habe ich nicht geändert. Ich will kein Unrecht begehen an denen, die mit friedlichem Werk oder ruhmreichem Schwert der deutsch-afrikanischen Erde Blut und Leben gegeben. Ihnen Allen zu Ehren, den Forschern, den Siedlern, den Beamten, den weißen Offizieren und schwarzen Soldaten, schreibe ich weiter als Wahrzeichen unseres Rechtes:

Deutsch-Ost-Afrika!

Breslau, am 20. März 1923.

Dr. Oskar Erich Meyer.

Afrikanische Briefe

Mpapua, am 5. März 1911.

Nun sitzen wir schon den dritten Tag hier und warten auf unsere Zelte, die bei unserer Abfahrt in Dareffalam noch nicht ausgeladen werden konnten. In Gulwe kamen wir am 2. mittags an. Obwohl wir noch Zeit gehabt hätten, nach dem drei Stunden entfernten Mpapua zu gehen, blieben wir bis zum nächsten Nachmittag hier, d. h. wir ließen unsere Wolldecken ausbreiten und schliefen auf dem Bahnsteig. Am Nachmittag und nächsten Morgen versorgte ich uns mit einem bunten Allerlei verschiedener mir unbekannter phantastischer Vögel, aus denen unser schwarzer Koch mit Kunst ein zähes Mahl bereitete. Jetzt warten wir hier, freundlich aufgenommen von dem Bezirksamtman und seiner Frau, mit verschwindenden Ausnahmen die einzigen Weißen, die sich aber sehr wohl fühlen. Schöne Gegend, mit Buschwald bestandenes Mittelgebirge, fast fieberfrei und vor allem, im Gegensatz zur Küste, erträgliche Temperatur. In Dareffalam und Tanga herrscht maßlose Hitze bei Tage, und was das Schlimmste ist, auch Nachts. Hier sind die Tage zwar heiß, Morgen, Abend und Nacht aber wegen der Höhenlage (1000 Meter) angenehm kühl.

Von Gulwe nach Mpapua erlebten wir zum erstenmal im Kleinen afrikanische Art zu reisen. Aus drei deutlich geschiedenen Typen setzt sich die Karawane zusammen. Zu oberst der Weiße, vor dem sich alles beugt, und dessen Wink Scharen von Schwarzen bewegt. Dann der auf seine neue Einkleidung sehr stolze Boy, der seinerseits den schwarzen Träger, den Shenji (Buschneger), mit Verachtung behandelt. Daß jeder Europäer seinen eigenen Boy hat, ist selbstverständlich. Schon im Hotel in Dareffalam ist es üblich, sich von dem eigenen, nicht dem Hotel-Boy, bedienen zu lassen. Gleich heute fing ich, entgegen der ursprünglichen Absicht, mit der Wissenschaft an. Ich ließ mich herab, den Geologen-

hammer selber zu tragen, Gewehre, Munition, Kompaß usw. trug mein getreuer Hamis, schweigend, in gemessener Entfernung, wie es sich ziemt, hinter mir her. Die Bahnfahrt von Dareessalam war lang (2 Tage), heiß, aber nicht uninteressant. Eines wurde mir sofort klar: die Schönheit dieser Landschaft liegt in der Abendbeleuchtung. Tags ein einziges Meer von Licht und Glut, aber wenn die letzten Sonnenstrahlen durch die Palmenwedel flimmern, die sich hoch über den Busch der Steppe erheben, die sich kilometerweit ausdehnt, dann wird es schön. Ein weites, weiches Grün, dazwischen das Grau und Braun gefallener Stämme. Fern hinten weicht das Grün einem sanften hellen Violett, bis endlich die Berge, die rings den Horizont begrenzen, in ein tiefes Dunkelviolett oder Blau getaucht sind, das unbeschreibbar ist, weil es über alle europäischen Maße geht; und darüber ein Himmel, neben dem der blaue Himmel Italiens grau erscheinen würde.

Und doch ist mir das Land noch fremd. Das kann sich ändern, oder es kann auch sein, daß mein Geschmack in bezug auf Natur schon zu fest geworden ist. Vorläufig ist alles ungewohnt und will mit neuen Maßen gemessen werden, die noch nicht die meinen sind. Bäume mit phantastischen Früchten, fremde, phantastische Pflanzen, nirgends ein Äquivalent für unsere Tanne — und wenn man dann, wie es uns von der Bahn aus ging, durch diese Landschaft mit langen schlenkernden Schritten eine Giraffe traben sieht, und Affen durch die Äste turnen, dann ist das erste Wort, das einem einfällt: Unwahrscheinlich!

Zeltlager am Kinjassungwe, am 13. März 1911.

Heute morgen haben wir unser Lager bei Tshunio abgebrochen und uns etwa 10 Kilometer südlich am Kinjassungwefluß eingerichtet. Unsere drei Zelte stehen mitten im Busch, am Rande einer Grasfläche, unter einem riesigen Affenbrotbaum. Wir werden hier wohl nur bis übermorgen bleiben, da es für afrikanische Verhältnisse wenig Wild und auch wenig Wissenschaft gibt. Nun sind wir auf uns allein gestellt, doch die Schwarzen im Lande scheinen harmlos und friedlich. Schlimmstenfalls stellen wir drei Europäer und die beiden Astaris (schwarze deutsche Soldaten)

mit unseren acht modernen Gewehren eine Kriegsmacht dar, die Hunderte von Schwarzen in die Flucht schlagen könnte. Ueberdies halten wir unser Ansehen dadurch hoch, daß keiner von uns ohne seinen Boy und zwei bis drei Träger die Gegend durchstreift, da schwarze Häuptlinge Stand und Würde eines Mannes nach der Zahl seiner Diener beurteilen.



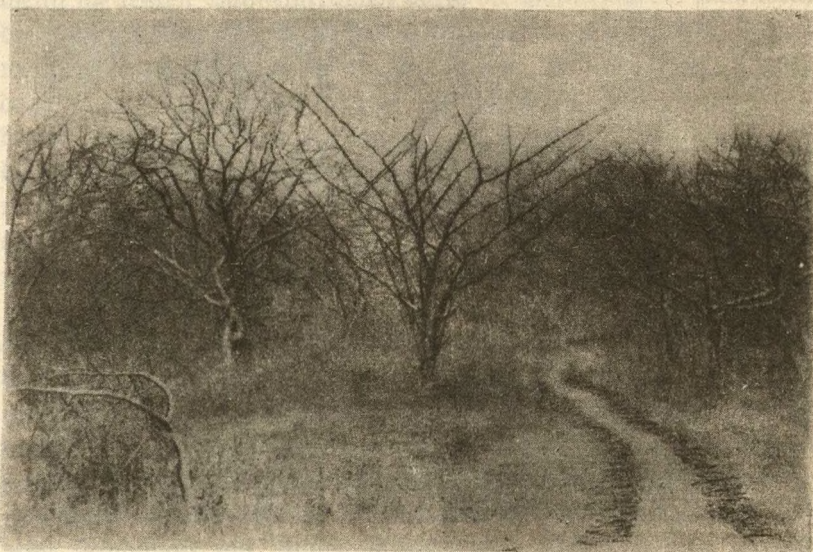
Zeltlager unter einem Baobab (Affenbrotbaum) am Kinjassungwe.

Gestern war ich auf dem ersten Berge in Afrika, einem Inselberge bei Tshunio, etwa von der Höhe des Kynast im Riesengebirge, (nach Barometermessung 1340 Meter), auf dem ich scherzeshalber einen Steinmann baute und einen Zettel hinterließ. Der Ausblick war wundervoll. Eine weite grüne Buschsteppe mit bis zu den Rämmen hinauf bewaldetem Mittelgebirge ringsum.

Am schönsten sind die Abende, wenn mit der schwindenden Sonne die Kühle kommt, und der Mond hell in dem südlichen Sternenhimmel steht. Jetzt sitze ich im Schatten meines Zeltes unter dem riesigen Laubdach des Baumes, Tauben gurren, und Perlhühner schreien im Busch.

15. März 1911.

Gestern ein Tag, der mühsamer, aber auch spannender war als die vorigen. Vom Lager aus schlug ich mich mit Hilfe zweier Schwarzer mit Messer und Beil durch endlosen Dornbusch nach dem Mittelgebirge zu durch, von dem ich vermutete, daß es mit einem Randbruch gegen die Steppe abseht.



Dornbusch in der Trockenzeit.

Der „Busch“ (Pori) ist etwas, das einem Afrika verleiden kann. Es gibt Stellen, wo Schritt für Schritt mit dem Jagdmesser gebahnt werden muß. Jede unbedachte Bewegung rächt sich durch Schrammen an Händen und Gesicht. Dazu fehlt fast jede Möglichkeit der Orientierung.

Gestern dauerte der Kampf solange, daß ich in ständigem Bangen lebte, meine Leute würden sich weigern, weiterzugehen. Aber es wurde besser; und als ich im ersten Bachbett des Gebirges die steil gegen mich einfallenden Gneisschichten als deutliches Zeichen der Verwerfung sah, hatte ich ein ähnliches Gefühl, wie nach ge-

lungener schwerer Bergtour: Die Freude, durch Zähigkeit etwas erreicht zu haben, so bedeutungslos es praktisch auch sein mag. Wir gingen dann noch auf einen der kleinen Berge hinauf, wo ich mich nach den üblichen Ablefungen und Notizen unwissenschaftlich durch Schauen erholte. Wenn man sich die Vegetation, die alles verkleidet, wegdenkt, oder die Entfernung groß genug ist, um die Form und die Art der Büsche und Bäume verschwimmen zu lassen, dann könnte man sich in ein deutsches Mittelgebirge versetzt glauben, wenn nicht bald wieder ein unwahrscheinlich bunter Vogel, eine Randelabereuphorbie, ein Affenbrotbaum, oder eine Schirmakazie daran erinnerte, daß unter dem Grün die rote Erde Afrikas und darüber die flimmernde Blut tropischer Sonne läge.

Lager bei kwa Njangallo¹⁾, am 18. März 1911.

Heute Kasttag. Gestern lagerten wir in der Marenga Mkali, die mich den Schrei nach Wasser gründlich gelehrt hat. Vom Lager am Kinjassungwe ging Bageler voraus, um am Südrand der Marenga einen geeigneten Lagerplatz zu suchen. Dann folgte ich mit meinem Boy, ohne Wasser, da es sich nur um drei Stunden Marsch handeln sollte. Zum Schluß kam, durch seine Routenaufnahme etwas verzögert, Schumacher vor den Trägern.

Ich betrete die glühende dürre Steppe, nachdem wir einen kleinen Rücken überschritten haben. Freie Boga (Grassteppe) wechselt mit Pori (Busch). Kein Bach, kein Lümpel, ein heißer, von Trockenrissen gespaltener Boden. Von Bageler nichts zu sehen. Ich gehe also weiter. Da fällt hinter mir ein Schuß. Ich feuere beide Schrotläufe meines Drillings ab. Keine Antwort. Ich denke mir, der Askari, der die Träger begleitet, hat auf irgend ein Tier geschossen. Wir gehen weiter. Noch immer nichts. Es ist Mittag. Der Durst beginnt. Seit sieben Uhr morgens keinen Tropfen Wasser getrunken. Aber wir gehen weiter. Ich nehme jetzt an, Bageler hat kein Wasser gefunden und die Marenga statt

¹⁾ kwa — bei. kwa Njangallo bedeutet also „bei (dem Häuptling) Njangallo“. Ich bin mir wohl bewußt, daß es deshalb nicht ganz korrekt ist, zu schreiben: Zeltlager bei kwa Njangallo. Da die mit „kwa“ zusammengesetzten Personennamen jedoch zu Ortsnamen geworden sind, halte ich die erwähnte Freiheit für berechtigt, zumal sie in anderen Sprachen ihre Parallelen hat.

in zwei in einem Tage bis kwa Njangallo zu queren beschlossen. Gegen drei Uhr sind wir eine knappe Stunde vor dem Orte. Kein Zeichen, keine Spur von meinen Gefährten. Mein Boy säuft wie ein Tier aus einer grauen Pfütze. Ich beneide ihn, beherrsche mich aber. Lieber dürsten als Typhus oder Ruhr. Die Schattentemperatur beträgt einige 30 Grad. Da feuere ich das Magazin



Die Karawane auf dem Marsch.

meiner Büchse leer. Keine Antwort. Endlich kehren wir um und stampfen durch Blut und Sand zurück. Nach einer halben Stunde kommt uns gemütlich der Boy von Bageler entgegen: „Gibts hier Wasser?“ fragt er. „Wapi bana?“ schreie ich ihn an, „wo ist dein Herr?“ „Huko!“ sagt er und zeigt nach rückwärts. „Madji hapana!“ (kein Wasser) rufe ich ihm noch zu und laufe zurück. Nach einer guten halben Stunde treffe ich auch Bageler, Schumacher und einige Leute, die gemütlich unter einem Affenbrotbaum sitzen. Erst trinke ich einige Tassen Kaffee, esse Eier, Brot, Marmelade, trinke Kakao, Zitronenlimonade, dann macht mein Groll sich Luft, doch die gegenseitigen Mißverständnisse klären sich auf, und Alles ist wieder in bester Ordnung.

Schon am nächsten Tage gingen wir nach kwa Njangallo. So habe ich die gefürchtete Durststrecke Ugogos, die Marenga Mtali, zweimal gequert. —

Gestern schoß ich einen kleinen silbergrauen Falken, dessen Fänge ich zur Erinnerung mitnahm. Am Vormittag habe ich schwer mit dem Jäger in mir gekämpft. Ich stand auf 30 Schritt



Giraffe.

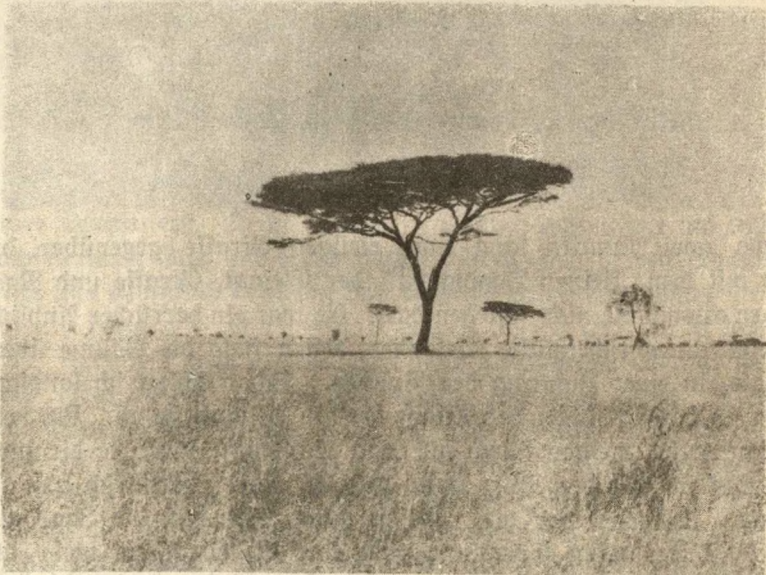
etwa zwei Minuten lang einer riesigen Giraffe gegenüber, die ich mit dem „kleinen Jagdschein“, der Elefant, Giraffe und Nashorn ausnimmt, nicht schießen darf. Es war ein herrlicher Anblick: dieses unwahrscheinliche Riesentier, dessen Hals die Bäume überragte, in einer Richtung des Busches. Schon schlug ich langsam den Sicherungsflügel der Büchse herum, da ging sie ab. Ich verfolgte ruhig meinen Weg, mit dem Entschluß: läuft sie dir noch einmal so über den Weg, dann ist's ihr Tod. Natürlich kam sie nicht. Und das war gut. Es ist ganz recht, daß die Jagd auf diese Tiere, deren Erhaltung gefährdet ist, durch die mehr als dreimal höheren Kosten des „großen Jagdscheines“ eingeschränkt

wird. Zudem bleibt auch dem Besitzer des „kleinen“ Scheines Gelegenheit genug, seiner Jagdlust nachzugehen und sich und die Träger-Karawane mit Fleisch zu versorgen. Mehrere Antilopenarten, Warzenschweine, wilde Perlhühner und Tauben ließen uns bisher nicht Mangel leiden.

Abends sangen unsere Träger schöne Lieder nach derselben eintönigen Melodie, z. B.: „Der eine Bana geht immer durch den dichtesten Busch auf die Berge“; oder: „Wenn unser Bana doch eine Giraffe schießen würde, eine Giraffe hat sehr viel Fleisch“; oder: „Gestern hat der Bana das Wildschwein nur ins Bein geschossen“, usw.

Lager bei Mfanga, am 25. März 1911.

Ich habe jetzt, scheint mir, einen wesentlichen Teil der landschaftlichen Elemente Ugogos kennen gelernt. Sie sind recht einfach: Gräser, Büsche und Bäume helfen die verschiedenen Arten der



Schirmakaziensteppe am Balangiddasee.

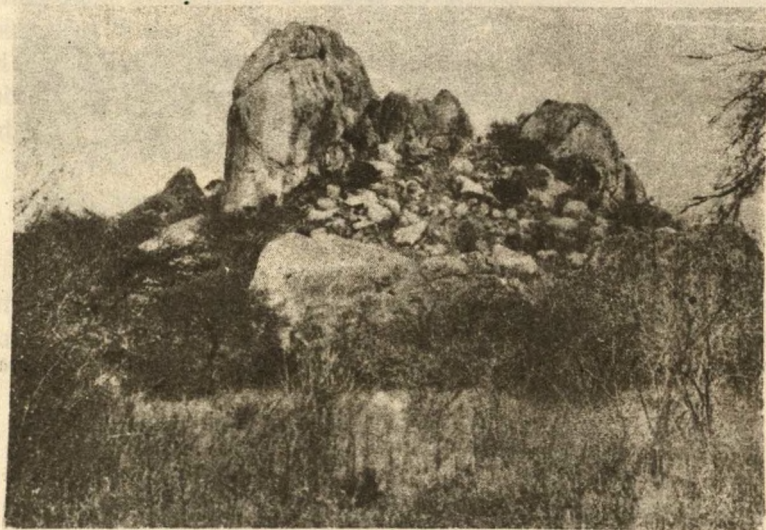


Grassteppe am Rande von buschbestandenen Hügeln. Im Mittelgrund ein Baobab.



Buschwald mit Borassuspalmern.

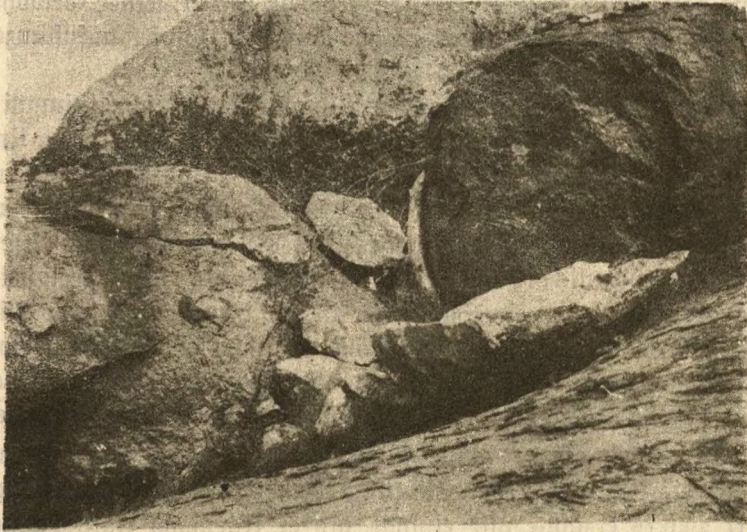
Steppe bilden. Da sind weite Grasflächen, auf denen das Gebüsch nur in einzelnen Gruppen steht (Buschsteppe). Seltener sind die Gebüsch durch einzelfstehende Bäume, meist Schirmakazien und Affenbrothbäume (Baobab) ersetzt. Diese „Baumsteppe“ bildet das Uebergangsglied zu der reinen Grassteppe, der freien „Boga“.



Block-Inselberg bei Mlilimo (Granit).

Am andern Ende der Reihe steht der eigentliche „Busch“ (Pori), mit seinem mehr oder minder undurchdringlichen Gewirr von Zweigen, die mit harten Widerhaken in die Kleider und Hände des Wanderers greifen. Diese verschiedenen Formen der Steppe könnten auf große Mannigfaltigkeit des Landschaftsbildes schließen lassen. Doch sind es immer dieselben wenigen Elemente: Gras, Busch, Baum, die, nur in verschiedner Verteilung, an dem eintönigen Antlitz der Landschaft formen. Man wird vergeblich einen Ersatz für den dunklen Ernst des deutschen Waldes oder das lichte Grün der Arven des Chamonixtales suchen. Die Schönheit des Landes liegt in den Farben des Abends, der Wolken und Berge in alle Töne zwischen Rot und Violett zu tauchen vermag.

Die wenigen Bergketten Ugogos haben Mittelgebirgscharakter. Der Busch, der ihre Hänge bedeckt und bis zu den Gipfeln steigt, verschlingt seine Zweige meist noch enger als in den Ebenen. So wird fast jede Bergtour zum Kampf mit dem Dornbusch; zum zähen Kampf mit Messer und Axt bei mehr als 30 Grad im



Schalige Verwitterung des Granites bei Dodoma.

Schatten. Und schwer erkämpft ist der schöne Blick auf die weiten Steppen im Rahmen ferner violetter Berge.

Bezeichnend für weite Gebiete Ugogos sind die „Inselberge“, einzelne einsame Regel, die sich unvermittelt über die flache Steppe erheben. Busch umkleidet ihre Sockel, und kahle Granitfelsen bilden die Gipfel.

Heute bin ich dem ersten tatsächlich unersteiglichen Berge begegnet, der sich noch dazu nur etwa 40 Meter über die Ebene erhob. Es war eigentlich nur ein Haufen von riesigen Granitblöcken, so glatt und gerundet, wie sie nur tropische Verwitterung zu schaffen vermag. Infolge der starken Temperaturunterschiede springen von den Granitblöcken 2—30 Zentimeter dicke Schalen

ab, die keine Kanten oder Vorsprünge auf der Oberfläche zurücklassen. So mußten wir denn, ich und mein Boy, 10 Meter unter dem Gipfel sitzen bleiben.

Mein Hamis ist übrigens insofern ein Wunder unter den Schwarzen, als er Freude daran hat, auf Berge zu steigen. Auch heute hatte er schon einen Ast abgebrochen, den er, seiner Gewohnheit gemäß, mit einer Papierfahne auf dem Gipfel aufpflanzen wollte.

Wenn ich ihm abends wieder einmal sage: „tescho kilimani!“ (morgen früh auf den Berg!), und auf einen Hügel der Umgebung zeige, so ist er sehr einverstanden. Und wenn ich aus geologischen Rücksichten in der Ebene bleiben muß, so zeigt er nach den Bergen und meint, dort sei es doch viel schöner. Das ist ein ganz ungewöhnlicher, aber für meine Zwecke sehr geeigneter Charakterzug, da es ein Schwarzer in der Regel für sinnlos hält, auf einen Berg zu steigen. Zunächst vermutet er, daß man Gold suche, wenn man einen Stein abschlägt. Versichert man ihm das Gegenteil, so denkt er sich seinen Teil über den spleenigen Europäer.

Der Schwarze hat zunächst nur Sinn für das, was mit dem Bedürfnis des Tages, der Shakulla (dem Essen), zusammenhängt. Carl Peters erzählte mir einmal, als er irgendwo Kokospalmen pflanzen wollte, tanzten die Schwarzen vor Bergnügen herum: „Der Mann ist verrückt, er pflanzt Bäume, die erst nach 9 Jahren Früchte tragen.“

Ähnlich ging es mir mit dem ersten und einzigen Marabu, den ich bisher sah. Ich bemerkte einen großen storchähnlichen Vogel auf einem entfernten Baum. Als ich vorsichtig herangehen wollte, hielt mich mein Boy zurück: „hapana shakulla!“ (kein Essen!).

Ich überlegte: Was ist das für ein Tier? Einen Storch wollte ich doch nicht schießen. Genau erkennen konnte ich ihn nicht. Endlich kam mir der erlösende Gedanke: „bibi kofia?“ (Mädchenkopfsuß), fragte ich in etwas mangelhaftem Kisuaheli. „Ndiu, bana“, (ja, Herr) sagte er. Nun konnte es nur ein Marabu sein. Für einen Reiher war der Vogel zu groß. Ich kam mit dem

Drilling vorsichtig bis auf reichlich 30 Meter heran, dachte „sicher ist sicher“ und brannte ihm eine Ladung groben Schrot auf den Leib. Er aber schüttelte sich, lachte und flog davon. Man muß eben überall Lehrgeld bezahlen. Ich werde nicht zum zweitenmal mit Schrot auf einen Marabu schießen.



Marabu.

Lager bei Mahoma, am 27. März 1911.

Wir sind gestern von Mfanga nach Mahoma gezogen, aber damit nicht aus demselben einförmigen Granitgebiet heraus. Nach welcher Richtung ich auch von meinem Zelte sehe, immer dieselben Granitfelsen in der Ferne.

Gestern abend fand ich auf einem dieser Fels Hügel ein, wenn auch nicht geologisch, beachtenswertes Gestein, das offenbar nicht in der Gegend vorkommt und Spuren von Bearbeitung zeigt. Vielleicht deutet es auf eine hier vermutete, längst versunkene Kultur, auf die sich Hinweise in der Bibel finden. Daneben lagen auf demselben Hügel Brocken eines ziegelähnlichen Gesteins, von

dem der Aktide („Dorffschulze“) sagte, es seien die Reste einer längst verloren gegangenen Kunst.

Wir trafen übrigens auch auf Brunnen, die 2—3 Meter tief in den anstehenden Granit hineingetrieben waren, also unmöglich mit den primitiven Werkzeugen der Eingeborenen hergestellt sein



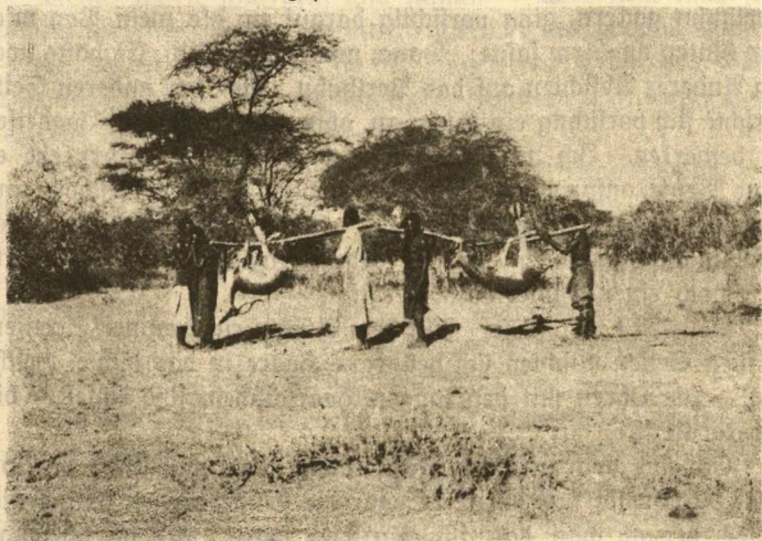
Am Wasserloch.

können. Fragten wir dann einen Schwarzen, wer den Brunnen gegraben habe, so kam die Antwort: „ameshimba muungu“ (den hat Gott gegraben). Die Wagogo sind sicher das auserwählte Volk.

Als ich vormittags meine Notizen abgeschlossen hatte, ging ich mal ganz ohne wissenschaftliche Absichten, die hier in diesem Lager doch kaum zu ihrem Rechte kommen, nur zu Jagdzwecken aus. Nach einer halben Stunde sah ich einen Keiler (Warzenschwein). Er ging mit der Kugel aus meinem Drilling ab (die Mauserbüchse trug mein Boy). Wir waren wohl mehr als $\frac{3}{4}$ Stunden auf der deutlichen Schweißfährte hinterher, leider vergebens.

Das afrikanische Wild ist sehr zählebig. Das Bleigeschoß des Drillings mit der, im Verhältnis zu meiner Mauserbüchse, geringen

Ladung scheint für stärkeres Wild nicht auszureichen. Erschwerend kommt der dichte Busch dazu, der eine lange Nachsuche vereitelt. Das Tier muß im Feuer fallen. Hat es noch Kraft, sich im Busch zu verkriechen, dann ist es meist für den Jäger verloren. Ein Raubtier erntet was er gesät.



Swala-Antilopen.

Auf dem Rückwege trafen wir zufällig auf freier Boga, etwa 300 Meter entfernt, auf 3 Antilopen. Anpirschen war ausgeschlossen. Ich suchte mir mit dem Glase das stärkste Stück heraus, legte an, (diesmal die Mauserbüchse), zielte sehr sorgfältig und schoß. Ich muß sagen, zu meinem Staunen brach das Tier im Feuer zusammen. Ich zählte 316 Schritte. Es war eine Schwarzferjen-Antilope (Swala); nicht viel größer als ein starker Rehbock.

Als wir am nächsten Tage zufällig am Orte der Tat vorüberkamen, zeigten die Schwarzen, die mich begleitet hatten, unter lebhaften Gesten ihren Stammesgenossen: Da habe der Bana gestanden und dort hinten „kule, kule“ (weit, weit) das Tier, und auf derselben Stelle sei es zusammengebrochen. Als sie dann bei

anderer Gelegenheit sahen, wie ich mehrmals hintereinander repetierte und schoß, ohne eine neue Patrone hineinzustecken, waren sie völlig starr.

Heute morgen ging ich noch einmal auf Jagd und machte einen seltenen Fang, allerdings keine „Shatulla“. Ich hörte ein Perlhuhn gackern, ging vorsichtig darauf zu, als mein Boy mich von hinten am Arm faßte: „Bana, nyama!“ (Wild). Es hatte noch ein Anderer Absichten auf das Perlhuhn. Von der anderen Seite pirschte sich vorsichtig ein Luchs an, ohne mich in seinem Jagdeifer zu bemerken. Ich wechselte schnell die Gewehre. Kurz ehe er seine Beute anspringen wollte, durchschlug ihn das Geschloß, und seltsamerweise nicht nur das eine: Hinter ihm zersplitterte der Stahlmantel an einem Stein, sprang zurück und zerschmetterte ihm noch einen Hinterlauf.

Sein Fell war schön. Auf dem Rücken ein brauner Streifen, an den Seiten mischten sich hellgraue Haare in das dichte, weiche Fell. Die Ohren mit den langen Haarbüscheln sind schiefer- bis silbergrau.

Es gibt zwar ziemlich viele Luchse, aber man sieht sie (wie alles Raubwild) nur selten. Sogar die Eingeborenen stritten sich lange herum, was das für ein Tier wäre. Als ich scherzhaft sagte: „simba ndogo“ (ein kleiner Löwe) nickten sie ernsthaft: „ndiu, bana“ (ja, Herr).

1. Lager am Umerohe, am 6. April 1911.

Bald fallen die Lawinen in den Savoyer Bergen. Die Bäche brausen mit weißem Gischt über die Ufer hinaus, schmettern morsche Stämme gegen den Fels und tragen Steine im Strome zu Tal. Dann kommt eine Zeit, wo der Frühling in tausend Farben auf den Almen blüht, während allmüttiglich in weitem Kreise ringsum das Rauschen der Lawinen die Luft erschüttert. Noch einmal kommen grauweiße Wolkenmassen herauf und begraben in einer Nacht im Pfeifen des Sturmes die Blumen und Matten in metertiefem Schnee. Die Lawinen brüllen noch ein-

mal auf, die ganze Luft ist ein Donnern über dem Gipfelmeer, ein Rauschen und Brausen, das in Aechzen und Knirschen erstirbt. . .

Der Frühling im Hochgebirge . . .

Meine Worte sind arm und stumm — aber stellt mich jetzt plötzlich für eine Stunde auf einen nur von den tausend Gipfeln — mir kämen die Tränen in die Augen vor Glück, vor Glück, zu Hause zu sein — vor sehnsüchtigem Schmerz, daß dieses Land die ferne Insel nur meiner Feierstunden ist . . .

Noch kein Land lehrte mich so laut, wie Afrikas Steppe, was mir zu tief im Blute liegt: Daß in Fels und Eis, im Brausen der Bäche und Rauschen der Wälder die Heimat ist, wo meine Seele froh sein kann. Dort, wo ich jede Stimme verstehe, wo mein Fuß von selber die Wege findet, mit seliger Sicherheit zwischen vielen Gefahren. Ich lebe so tief in den Bergen, und die Berge so tief in mir, daß ich sterben möchte in den Bergen.

Und wenn ich sie zeitlebens niemals wiederfähe, so würde ich krank und schwermütig werden. Krank werden und sterben, nach vielen Jahren vielleicht, doch so, wie diese Schwarzen um mich hinfranken würden und sterben, wenn man sie zeitlebens in Eis und Schnee versetzte, vor Sehnsucht nach ihrer südlichen Sonne.

2. Lager am Umerohe, am 8. April 1911.

Am 3. April zogen wir von Kikombo über einen flachen Paß des ostwestlichen Gebirgszuges nach kwa Ndari, wo das Landschaftsbild sich wesentlich veränderte: Nur auf den Bergkuppen der leidige Busch, unten grüne Weiden, Mais und Hirsefelder der Eingeborenen, mit einzelnen großen Affenbrotbäumen dazwischen.

Am 6. weiter südwärts in die großen Steppen um den Umerohefluß, wo die seligen Jagdgründe beginnen sollten, aber bisher noch nicht begonnen haben. Die Wagogo haben sich in den letzten Jahren mit ihren Viehherden weiter südwärts ausgedehnt und

das Wild verdrängt. Nach dem nächsten Marschtage sollen wir endlich die unwiderrufflich letzte Ansiedlung der Schwarzen hinter uns haben. Für mich ist in diesem und im vorigen Lager wenig zu tun, da sich das Land eben wie eine Tafel allseitig ausdehnt. Nur am östlichen Horizonte erheben sich dunkel die Berge Uhehes.



Trockenbett des Rigasa bei Kitombo.

9. April 1911.

Heute war ich am Fuße der östlichen Bergkette, in strömendem Regen. Ich hatte schon gestern abend meinem Boy gesagt, daß wir bis zu den Bergen gehen würden. Ich kehrte deshalb nicht um, als der Regen begann, sondern ging, meinem Worte getreu, bis an den Fuß der Kette, obwohl mir das Wasser am Leibe herunterlief. Und wie nun doch einmal jeder Faden naß war, fand ich es sehr angenehm, da es schon recht lange her ist, daß ich ein Bad genommen habe.

Es war ein seltsamer Eindruck während der ganzen Wanderung. Ein schwerer bleigrauer Himmel und der gleichmäßige, feine, alles durchnässende Regen. Heide und Knie: die norddeut-

sche Landschaft Viliencrons. Das machte nur die Beleuchtung, das Grau des Regentages und die Schwere des Himmels. Alles war so ganz untropisch.

Ein echter Tropenregen ist anders: Am Horizont taucht bei hellem Sonnenschein ein grauer, senkrecht herabhängender, etwas



Thomson-Gazelle.

schräg gestreifter, schwarzbegrenzter Vorhang auf: Ferner Regen. Er kommt näher und näher, ein Rauschen geht ihm voraus (man hört die tropischen Regen kommen). Dann prasseln bohngroße Tropfen auf die Zelte und Bäume herab. Nach wenigen Minuten ist meist Alles vorbei, und die Sonne hat das Wasser wieder verzehrt.

Der Umerohe ist die westliche Grenze eines der großen afrikanischen Wild-Reservate, in denen kein Tier geschossen werden darf. Wir sahen jenseits des Flusses Antilopen und Zebras in ganzen Rudeln stehen, ohne schießen zu dürfen.

Mein heutiger Weg führte mich tief in das Reservat hinein. Auf dem Rückweg versuchte ich mit meinem Boy ein Gazellenrudel über den Fluß hinüber zu treiben. Leider vergeblich. Die Tiere kennen anscheinend die Gesetze ganz genau.

Wir hoffen auf das nächste Lager. Unsere Leute haben seit Kitombo kein Fleisch mehr gesehen. Wir selber leben nur von



Haartracht und Ohrplöcke der Wagogo.

Hühnern, die man von den Eingeborenen für wenige Heller erhält. —

Eines ist mir schon heute klar: Ich werde diesem Lande nie ein solches Heimatgefühl entgegenbringen wie den Bergen Hochsavoyens, und deshalb werde ich dieses Land auch in der Schil-

derung nie so herausheben können aus allen anderen Ländern und so mit eigenem Gefühl und eigener Anschauungsweise beladen, wie ich jene eine Bergkette herausheben konnte aus dem ganzen Zug der Alpen, obwohl sie, objektiv betrachtet, vielleicht nicht ungewöhnlicher ist, als manche andere.¹⁾ Und wenn ich dieses Land ebenso schildern sollte, müßten mich mit ihm erst persönliche Werte verketten, die notwendig sind, um eine persönliche schöpferische Anschauungsweise in das Bild hineinzutragen. Die afrikanische Landschaft, die wir durchwandern, hält dem Beschauer keine Bilder hin, die er nur abzumalen, gleichsam nur nachzuerzählen braucht; denn es ist arm.

Es mag sein, daß dieses Land die Größe der Eintönigkeit bekommt, wenn die Blätter von Baum und Strauch fallen und der Wind Gras und kahles Gestrüpp mit roter Erde überzieht, aber es wird niemals die Größe des Hochgebirges haben, denn es ist nicht das, was man „extreme Landschaft“ (Hochgebirge, Meer, Wüste) nennen könnte, in der alles nach e i n e m Ziele drängt, und der die halben Eindrücke fehlen.

Das 3. Umerohe-Lager lag bei dem Dorfe Rhohni am Rande einer großen Boga. Links im Westen die Berge Uffagaras, die sich zu bedeutender Höhe erheben. Dieses Lager liegt mitten im Busch, fern von jeder Behausung, auf einem kleinen Wiesenfleck, der gerade für uns, unsere Zelte, Leute und Esel Platz bietet.

15. April 1911.

Heute nacht heulten die Hyänen dicht um das Zelt. Noch halb im Schlaf hörte ich auch einen Löwen. Nicht das königliche Brüllen, das man erwartet, sondern ein oft wiederholtes, kurz abgerissenes Grollen: die Stimme des jagenden Löwen. Erst wenn sein Hunger gestillt ist, erhebt er seine Stimme zu lang anhaltendem Gebrüll.

Am Umerohe abwärts sind bisher erst zwei Europäer gezogen, ein Engländer in den 60er und ein deutscher Hauptmann

¹⁾ Vergl. D. E. Meyer: Tat und Traum, ein Buch alpinen Erlebens. 2. Auflage. Bergverlag, München, 1922. S. 41-134.

in den 90er Jahren. Die Eingeborenenpfade, die uns bis zu dem vorigen Lager geführt haben, sind zu Ende. Und doch ging es sich, abgesehen von der letzten halben Stunde, nach der wir gestern Nachmittag hier im Busch stecken blieben, recht gut, auch für die Lasttiere, die wir, um Trägerlöhne zu sparen, kürzlich eingestellt haben. Es war eines der eigenartigsten und auch schönsten Landschaftsbilder, die ich bisher in Ugogo sah: Ein ebener mit kurzem Gras gleichmäßig bestandener Boden. In sichter Verteilung große Affenbrotbäume darauf, mit einzelnen, wie zu Bosquets angeordneten Büschen dazwischen, die oft über und über mit weißen, roten oder matt orangefarbenen Winden überrannt waren. Der scheinbar gepflegte Grasboden nur hier und da von Giraffen- und Antilopenhufen leicht gekämmt. Die Verteilung der Büsche und Bäume erweckte täuschend den Eindruck eines alten, un gepflegten Parkes. Dann gerieten wir immer mehr in „Busch“. Die Zweige schleiften laut über die Stahlkoffer und Zeltfäcke auf dem Rücken der Esel; wir selber, mit hochgehobenem Gewehr, bahnten uns den Weg durch die klatschenden Aeste, bis wir auf unserer kleinen Boga landeten.

So kommen wir endlich in unberührtes Land. Der Reiz des Abenteuerlichen mischt sich erfrischend hinein. Eine halbe Stunde weiter im Süden, berichten unsere Leute, kreuzen Elefantenpfade den zerstampften Busch. Und weiter noch, hofft man, soll eine weite Boga mit Herden von Wild beginnen. Vielleicht ist dort unser nächstes Lager.

Das ist vielleicht der größte Reiz afrikanischer Safari: Du weißt nie, wo morgen dein kleines Haus stehen wird, ob 10 oder 20 Kilometer von hier, ob mitten im dichtesten Busch, ob unter einem altersgrauen Baobab oder auf schattenloser Grassteppe. Und es ist schön, wenn nach langem Weg ein Platz gefunden ist, ein Platz mit Wasser und Schatten. Wenn dann die Holzhämmer auf die Zeltplöcke schlagen, und die Leinwand sich ringsum strafft; wenn das Wasser über dem Feuer brodelte, dann kommt allmählich ein Gefühl des Zuhause-seins. Und das steigert sich, wenn der Abend kommt, wenn tausend helle Sterne über dir flimmern und du im bequemen Stuhle dem Rauch der Zigarre nachsiehst und schweigend

wie deine Gefährten an tausend ferne Dinge denkst. Und Alles grenzenlos still, wenn nicht die Schwarzen ihre eintönigen Lieder singen, in ewiger Wiederholung.

Und es ist traurig, wenn zu grauer Morgenstunde die Pflöcke aus der Erde gerissen werden, wenn das Zelt, das dich zwei, drei Tage beherbergt hat, zusammensinkt, wenn du stehend in einem Wirrwarr von Kisten und Koffern deinen Morgentafel trinkst und endlich nichts zurückbleibt, als ein zerstampfer Platz mit gelbverdorrttem Gras.

Dann kommen dir trübe Gedanken über die Rastlosigkeit dieses Lebens, das Monate und Monate dauern soll. Dann träumst du von einem ordentlich gedeckten Kaffeetisch, von lieben Menschen und von der Behaglichkeit eines gleichmäßig geordneten Lebens. — Und wirst einst vielleicht doch Stunden haben, wo du dich nach der freien Ungebundenheit dieses Lebens sehnst, nach Tagen und Nächten unter dem tropischen Himmel, nach dem Krachen der Büchse und dem Schweigen des weiten Sternenhimmels.

6. Umerohe-Lager, am 18. April 1911.

Es sind einige Tage vergangen, seit ich zum letztenmal schreiben konnte. Es blieb keine Zeit für die Wissenschaft, für die Geländeaufnahme oder die Fortführung dieses mächtig anschwellenden Briefes. Es gab nur Kampf mit dem Busch. Wir blieben im 4. Umerohe-Lager einen Tag liegen, während unsere Leute fortgingen, um den Weg weiter auszuheuen. Am 16. schlugen wir uns mit unseren Lasttieren weiter durch. Der ausgehauene Weg war bald zu Ende. Elefantenpfade halfen uns weiter. Das Gras darauf ist wie mit der Dampfwalze fast meterbreit flachgepreßt und verdorrt, der Boden steinhart. Ohne sie hätten wir streckenweise Meter für Meter für unsere beladenen Esel den Weg aushauen müssen. So brachte uns dieser Tag, wenn auch mühsam, fast 12 Kilometer weiter nach Süden. Mehrmals schickten wir Leute auf Bäume, oder stiegen selber hinauf. „Boga?“ „Ha-

pana!“ Immer dasselbe. Busch und nichts als Busch. Und als es Zeit zum Lagern war, hatten wir nicht einmal einen kleinen Wiesenfleck wie das vorigemal. Aegte und Messer mußten arbeiten, um Raum für die Zelte zu schaffen.

Unbetretenes Land — das ist das einzige Zauberwort, das über solche Mühen hinweghilft. Die beiden anderen Europäer



Termitenhügel.

sind wahrscheinlich einige Kilometer östlich vom anderen Ufer gezogen. Zu Allem kam die Sorge: „hapana shakulla,“ (kein Essen!) Im dichten Busch zu jagen ist vergebliche Mühe. Es ist reiner Zufall, wenn man ein Stück Wild zu Gesicht bekommt. Man kann wohl hin und wieder ein Rauschen hören, rechts oder links, aber zu sehen ist nichts. Deshalb ging ich noch am Spätnachmittag desselben Tages den Fluß hinab (die Flüsse sind bereits alle trocken, es stehen nur noch Pfützen darin), um Tauben zu schießen, während die beiden anderen Herren ihr Glück im Busch versuchten. Schon begann es leicht zu dämmern, kein Vogel mehr zu sehen. Dafür machte ich geologische Notizen. Endlich sah ich eine kleine kümmerliche Taube. Ein paar Sekunden später steckte sie in

meiner Tasche. Etwas wenig für drei. Zwar haben wir genug Konserven, besonders Suppen, doch Mehl und dergl. muß geschont werden, um Brot zu haben. Schon hatte ich alle Hoffnung aufgegeben, als ich plötzlich an einer Flußbiegung ein fettes Perlhuhn trinken sah. Im nächsten Augenblick stürzte es buchstäblich kopfüber ins Wasser. Unter lautem Getreisch flogen viele andere auf die Uferbäume. Jetzt zeigte es sich, was es heißt, in menschenloser Gegend zu sein. Sonst sind Perlhühner sofort still, wenn ein Mensch kommt, und vertriehen sich im dichtesten Busch, oder fliegen fort. Diese waren über den Schuß in fassungslose Aufregung geraten und gackerten laut auf den Bäumen, ohne Deckung zu nehmen. Schnell lud ich den abgeschossenen Schrotlauf neu und schoß nun mit dem Doppellauf meines Drillings zwei andere herunter, wie Tauben vom Dach. Dann zog ich mit meinen drei Hühnern befriedigt ab. Wenig später gab es eine köstliche Mahlzeit.

Am nächsten Morgen schon ging es weiter. Und dieser Tag war der schlimmste. Rein ausgehauener Weg, keine Elefantesteige. Schumacher ging erst voran, um mit zwei Leuten einigermaßen Bahn zu machen, dann kam Bageler mit dem Haupttrupp der Esel und endlich ich mit dem Rest. Ich hatte den schlimmsten Teil erwählt. Bald fand ich die erste Last am Wege liegen und den Esel daneben stehen. Auch meine eigenen warfen immer von neuem ab, dazu die Zweige, die einem ins Gesicht schlagen, Dornen, die sich in Hände und Waden bohren, und endlich die Schwarzen, die nach jeder Matatta (Mißgeschick) erst den Fall lebhaft erörtern, ehe sie den Esel neu beladen. Das sind alles Sachen, die man kennen gelernt haben muß, um sie zu würdigen. Als endlich nach langen Mühen der Fluß überschritten werden mußte, und meine vier Esel im dichtesten Busch der Ufer Alles abwarfen oder abstreiften, ich überdies im Flußbett zwei Lasten von Bageler friedlich ohne Esel ruhen sah, riß mir die Geduld. Die verfügbaren Leute mußten tragen, was sie fortbringen konnten, der Rest der Lasten blieb liegen. Ich setzte einen Askari dazu und zog mit den Schwarzen und den Eseln im Flußbett abwärts. Die übrigen Lasten wollte ich am nächsten Tag holen lassen. Ich war kaum

200 Schritte gegangen, da sah ich meine beiden Gefährten inmitten von Kisten und Koffern im Flußbett sitzen. Die Esel standen dazwischen. Es war uns Allen genau gleich gegangen. Es war Mittag. Erst wurde abgekocht, dann den Leuten aufgepackt, was sie tragen konnten, der Rest zurückgelassen, und der Kampf mit dem Busch begann von neuem. Heute sind schwarze Träger zurückgegangen, um den Rest zu holen. Wir sind am Rande der Steppe. Was das heißen will, — das gestrige Freudengeheul der Schwarzen hat es gelehrt.

Am Nachmittag erlebte ich noch einen kleinen Triumph. Ich lief in der letzten Stunde mit Bageler voraus, um den zum Lagern unerläßlichen Fluß zu finden. „Sie gehen falsch, er ist rechts, nicht links!“ sagte ich ihm mehrmals. Er glaubte mir nicht. Schließlich trennten wir uns. Zehn Minuten später meldeten ihm meine Schüsse, daß ich beim Wasser stand.

Denke ich jetzt an die mühsamen Tage im Busch zurück, so sage ich mir: Hoffentlich bleibt es so. Nicht gerade „Busch“ wünsche ich mir, aber das unberührte Afrika. Nicht die langweiligen Maisfelder, die Negerdörfer und breiten Karawanenstrassen.

Heute morgen nahm ich ein Bad und bestieg dann einen kleinen Hügel, von dem man die Steppe übersieht. Tief dunkelgrün der Busch. Dazwischen ein breiter, langer Streifen, hellgrün und schon herbstlich gelb gefärbt, die Steppe. Dahinter weit, weit die Berge von Ussagara und Uhehe, dunkelviolett mit hellen Flecken darin, wo die Sonne auf einem Granitfelsen glänzt.

19. April 1911.

Wir werden auch morgen noch hier bleiben, da hier allerletzt zu sehen ist, wenn auch nur wenig zu schießen. Heute vormittag habe ich die „Shakullafrage“ wieder einmal mit dem Drilling durch zwei Perlhühner und drei Tauben gelöst. Heute abend kommt ein Ochse ins Lager. Mehl, Eier und Milch sind heute früh aus einer zwei Stunden entfernten Tembe (Eingeborenenhütte) eingetroffen. Bageler ist gestern mit dem Askari hinge-

gangen, um einzukaufen. Als die Leute keine Lust zum Verkaufen hatten, wurde dem Jumben (Hauptling) ein Bote mit einer Kugelpatrone geschickt und der Botschaft dazu, wenn nicht morgen früh Milch, Mehl, Eier und ein Ochse im Lager wären, würde sein Haus, Hof Magd, Vieh und alles, was sein ist, in die Luft fliegen. Schon um 6 Uhr morgens traf er heute pünktlich in eigener Person mit seinem Stabe ein. So macht man in Afrika „Shakulla“.



Mehl- und Wasserträger.

Das nächste Lager ist vielleicht schon am Kisigo, wo sicher die ewigen Jagdgründe beginnen, mit Flußpferd, Krokodil, Zebra und vielen Antilopen. Im Rhohni-Lager war es übrigens auch recht gut. Bageler und Schumacher haben mehrere Antilopen, ein Warzenschwein und ein Zebra geschossen, ich zwei Giraffen mit zwei Schüssen in derselben Minute.

1. Lager am Kisigo, am 27. April 1911.

Gestern hier angekommen. Unser voriges Lager lag etwas nördlich der Kisigo-Ruaha-Mündung, am rechten Ufer des Ume-

rohe, der sich hier in sumpfigen Strecken verliert und mit einem völlig versandeten Bett in den Ruaha, nicht wie die Karten aus-
sagen, in den Kifigo mündet. Es war jagdlich das bisher beste
Lager, auch landschaftlich schön: Vor dem Lagerplatz eine weite,
schon leicht gelbgefärbte Boga, die ein Buschstreifen begrenzt. Und



Am Kifigo bei Peremehe.

weiter Boga auf Boga, bis zu dem Busch, hinter dem die fernen
Berge ragen, tiefdunkelgrün, blau oder violett, je nach der
Tageszeit.

Die Steppen sind von Grant-Gazellen und Zebras bevölkert,
Strauße stehen dazwischen, und gelegentlich trifft man auch auf
vereinzelte Elenantilopen. Wenn die Dämmerung anbricht, bellen
die Schakale um das Lager.

Bei einem Ausflug zum Ruaha schoß ich meinen dritten
Grant-Bock gegen 9 Uhr vormittags. Auf dem Rückwege, um
4 Uhr nachmittags, fand ich nur noch die blanken Knochen. Das
ist das Werk der Nlasgeier, der Gesundheitspolizisten in Afrika, die
deshalb auch absoluten Jagdschutz genießen. Es ist sicher kein

Zufall, daß die Hyäne und der Weißkopfrabe die heiligen Tiere der Wagogo sind. Sie sorgen dafür, daß kein Stückchen Fleisch verfault.

Zwei kleine Jagdausflüge machte ich ohne Begleiter. Ich hatte das unwiderstehliche Bedürfnis, endlich einmal ein paar



Elenantilope.

Stunden allein zu sein und nicht immer die Schwarzen um mich zu haben, die nur das Shakulla-Bedürfnis zu den Jagdausflügen treibt. Allerdings mußte ich das wenig aesthetische Vergnügen mit in Kauf nehmen, den Kopf mit dem Gehörn des erlegten Tieres selber loszulösen und nach Hause zu tragen. Und doch besteht die jagdliche Leidenschaft bei mir selten oder nie darin, die Trophäe

zu besitzen. Ich habe schon mehrfach beobachtet, daß meine Freude in dem Augenblick zu Ende ist, wo ich die Kugel „schlagen“ höre. Nicht aus irgend einer Art von Sentimentalität, sondern weil ich auch bei der Jagd die Freude dort suche, wo ich sie als Bergsteiger finde: Im Ueberwinden der Schwierigkeit, d. h. in der Ausführung, nicht in dem erreichten Ziel: Im Anpirschen, Ueberlisten, Niederwerfen und reglos Harren, wieder Vorspringen usw. Der Schuß und der Tod des Tieres ist eigentlich nur das notwendige Uebel, das den Beweis des Gelingens bringt.

Deshalb steht mir der Alpinismus um vieles höher. Hier ist das Ziel, das den Beweis für die gelungene Ueberwindung der Schwierigkeiten in sich schließt, der Stand auf höchstem Punkte, der königliche Blick über die weiten Lande, nicht der Tod eines harmlosen Tieres. Das Ziel ist hier Freude an sich.

So war es weniger die Jagd, die mich aus dem Zelte zog. Ich wollte nur träumend die Wildnis durchstreifen, bis mich das Wild in eine bestimmte Richtung zog und der Jagdeifer über mich kam. Ich brachte meine besten Gazellengehörne heim. Wenn ich sie vor mich auf die Erde stelle, kann ich mit den Händen bequem ihre Spitzen fassen, ohne mich im geringsten zu bücken.

Am 25. machten wir gemeinsam einen Ausflug zu dem noch drei Stunden entfernten Großen Ruaha. Ein langer Weg über dürre Steppen, von dünnen Buschstreifen getrennt, dann lichter Dornbusch und endlich Bäume mit dichtem Unterholz, auch Palmen darunter. Nun biege ich, schon etwas müde von der Hitze und dem einförmigen Wege, mechanisch einen Busch zur Seite — und stehe am Ufer eines großen, ruhig fließenden Stromes.

Wer das daheim so nachfühlen könnte: Ein Fluß mit Wasser, ein großer breiter Strom, mit Bäumen am Ufer und Buschinseln in der Flut. Wir haben ja seit einem Vierteljahre keinen Fluß mehr gesehen! Nur heiße, dürre Becken, gefüllt mit gelbem Sand und einzelnen grauen oder gelben Lachen darin.

Das erste fließende Wasser! Jetzt erst glaubt man ein Gefühl zu haben für das Majestätische, das in dieser Bewegung liegt: Wasser, das fließt und fließt, immer von neuem fließt . . .

Wie an etwas Selbstverständlichem geht man zu Hause daran vorüber. Nun fielen mir auf einmal alle springenden Bäche der Alpen ein, alle schäumenden Bergströme und die ruhige Bewegung der großen Flüsse des Flachlandes.

Und diese lebendige Bewegung verbreitet Leben um sich her. Scharen von Gänsen flattern auf, ein Baumstumpf verwandelt sich



Reiche Jagdstrecke.

platschend und schnaubend in ein riesiges Krokodil, breite Pfade, von Nesten und Lianen überhangen, wandeln durch das Unterholz, von den kloßigen Füßen der Flußpferde gestampft.

Der erste Fluß seit einem Vierteljahr: Solche kleine Dinge sind es, die sich dunkel im Unterbewußtsein häufen, immer mehr und immer mehr, und die dann endlich an einem stillen Abend oder einem heißen Marsch-Mittage hervorbrechen, alle vereint, und die Seele mit einem traurigen Gefühl tränken, das wir Sehnsucht nennen. —

Wir sind von neuem auf unserem Zug nach Süden in Regionen größerer Hitze gekommen, weil wir seit etwa Ndari über

600 Meter gefallen sind. Heute gegen 3 Uhr mittags lasen wir ab: Strahlungs-Temperatur 72°, Schatten-Temperatur 32°, Boden-Temperatur 58°. Mit den kühlen Tagen auf den Hochflächen ist es also wieder vorbei, bis wir uns, wieder nach Norden ziehend, Dodoma nähern, wo wir etwa am 20. Mai eintreffen werden. Aber wir haben einen unvergleichlichen Ersatz für die fehlende Kühle: Wir lagern am Kisigo, und der Kisigo fließt auch! Zwar kein tiefer Fluß, in dem Krokodile haufen, deren wegen wir im Ruaha nicht baden konnten, doch tief genug, um den ganzen Körper von fließendem Wasser überströmen zu lassen. Ein Genuß, den sich auch nur der vorstellen kann, der ein Vierteljahr lang nur die gelben stehenden Tümpel gesehen hat.

Wir ziehen nun am Kisigo westwärts bis Uwimbi, dann nach Dodoma, wo wir wohl eine Woche bleiben werden, nachher über die Grenze Ugogos nordwärts zu dem Ngurue-Vulkan, dann noch einmal weiter im Westen zum Kisigo, hinauf bis Saranda und südwärts zum Endpunkt Kilimatinde.

Es liegt schon mancher Kilometer hinter uns. Aber noch weit mehr vor uns. Ich glaube, die letzten werden nicht leicht sein. Es tritt wohl bei jedem nach gewisser Zeit, ich weiß noch nicht wann, Ueberfättigung ein. Ich habe schon mehr als zwei Monate hintereinander in den Alpen ununterbrochen Hochtouren gemacht, ohne das im geringsten zu fühlen, weil ich eine mehr als große Begeisterung hatte, die mich trug und die mich noch viel länger getragen hätte. Doch ob die Begeisterung für dieses Land durch sieben Monate anhalten wird, ist zweifelhaft. Eine Hochgebirgsexpedition wäre für mich und meine Arbeit ergiebiger gewesen, denn in der Luft liegt das halbe Gelingen. Aber vorläufig geht es noch gut, wenn man es nicht als kleines Vorzeichen deuten will, daß Bana-Schumacher und ich neulich mal anfangen zu rechnen, wie lange die Fahrt noch dauern würde. Fast ein Drittel der afrikanischen Zeit ist um, und dieses Drittel ist schnell vergangen.

2. Lager am Rifigo bei Kidete, am 30. April 1911.

Der Marschtag war trüb und regnerisch. Schon auf dem Wege hierher wurden wir zweimal mit Regen überschüttet. Mittags kamen wir an und noch am Nachmittag desselben Tages machte ich einen Jagdausflug in den lichten, gut gangbaren Busch,



Wasserbock.

der uns umgibt und viele Swala-Antilopen beherbergt. Es war ein Unglückstag. Ich schoß zwei sehr gute Böcke mit dem schönen, leierförmigen Gehörn, und verlor sie beide im Busch. Der wolkenbruchartige Regen, der gerade herrschte, verwischte jede Spur. Ich ging noch mehrere große Schleifen regellos durch den Busch, zum Aerger meines getreuen Patronenträgers Hamis, der da fürchtete, wir würden uns sicher verirren. Nach vergeblicher Nachsuche schlug ich die Richtung ein, in der, nach meiner Meinung, unsere Zelte lagen, während mein schwarzer Freund behauptete, sie lägen entgegengesetzt. Ich behielt recht, und wir waren bei Anbruch der Dunkelheit zuhause. Das war das zweitemal, daß ich einem

Schwarzen im Richtungsgefühl überlegen war. Dafür sehen die Söhne des Landes das der Umgebung vorzüglich angepasste Wild im Busch meist eher als ich.

Ein kleines Erlebnis entschädigte für die mißlungene Jagd. Ich hörte in der Nähe einen Löwen brüllen und kurz darauf einen Leoparden. Der ganze Busch ringsum war erfüllt von dem mehr-



Alter Baobab (Affenbrotbaum).

fachen, langgezogenen Gebrüll und dem abgerissenen Grollen, das ihm folgte. Man hat nicht nötig, die ehrfurchtsvolle Miene des schwarzen Begleiters zu sehen und den scheuen Ton zu hören, mit dem er das Wort „Simba“ flüstert — man weiß sofort: Das ist der Löwe!

Ein paar Augenblicke sehen sich der schwarze und der weiße Mann in die Augen, während noch das königliche Gebrüll die Luft beherrscht. Dann drängt der Schwarze plötzlich: „Komm, Bana, komm!“ Und aus dem Zögern seines Herrn liest er geheime Wünsche: „Wenn er mit der ersten Kugel nicht tot ist, bist du kaput.“

Und man geht halb widerwillig.

Von dem Ruf des Leoparden weiß ich nur noch das eine: Unheimlich. Kurz abgebrochen, oft wiederholt, bebend vor Zorn. Es war wohl auch weiter als es schien. Doch in beiden Fällen fühlt man: Das sind andere Tiere als die kleinen müden Abbilder in unseren Zoologischen Gärten. —

Dieses und das vorige Lager sind üble Mückennester, eine Folge der Nähe des Kuaha und Kisigo. Doch geben Chinin und Moskitoneß, das wir wieder hervorgeholt haben, ein beruhigendes Gefühl der Sicherheit. —

Der Jumbo von Kidete ist ein hervorragender Mann. Er kam uns gestern schon eine halbe Stunde weit mit seinem Gefolge entgegen und führte uns in die Nähe des Dorfes zu einem großen, alten Baobab, unter dem er den Platz für die Zelte von Gras und Gestrüpp hatte säubern lassen. Auch Wasser stand schon in großen Tongefäßen unter dem Baum.

2. Mai 1911.

Nun habe ich schon zwei Monate lang keine Nachricht mehr von Dir. Was kann inzwischen nicht alles geschehen sein! Da kommen Stunden, wo die Ungewißheit plötzlich auf mir lastet, wo die gereizte Phantasie neues und immer neues Bangen häuft.

Und wenn dann die vielen kleinen Widerwärtigkeiten dieses rastlosen Lebens dazukommen; wenn, wie gestern wieder, die Esel im dichtesten Busch alle paar Schritte die Lasten abwerfen; wenn man in glühender Mittagssonne die Schwarzen anschreien oder selber zugreifen muß, damit sie überhaupt etwas tun; wenn man wegen der Schwierigkeiten des Marsches längst die Wissenschaft beiseite lassen mußte, über der einen Sorge: wie kommen wir mit Lasten und Leuten zum nächsten Lager, und wenn dann schließlich doch die Hälfte der Sachen im Pori liegen geblieben ist, so daß allerlei kleine Bequemlichkeiten fehlen, wenn man endlich in Kleidern, die vom Durchwaten eines trüben Flusses klatschen sind, darauf wartet, daß die Zelte aufgeschlagen werden — dann

verwünscht man die ganze Geschichte: Wenn du zuhause wärst! In einem bequemen Stuhle könntest du sitzen, eine Zigarre rauchen, und was sonst noch alles! In einem weißen reinen Bette könntest du schlafen, ohne es erst nach Skorpionen und Tausendfüßern abzufuchen, ehe du hineinsteigst. Und wenn dann die Ruhe des Abends kommt, erscheinen die Mücken. Die sind nicht nur lästig, wie bei uns, sondern auch gefährlich, da neun unter zehn dieser Tiere sicher zur Gattung Anopheles gehören. Da bleibt nur noch der eine angenehme Gedanke, daß die Malariaparasiten keine reine Freude an der Chinintunke haben werden, die uns durch die Adern pulst.

Ich werde den Tag segnen, an dem wir in Dodoma einrücken: 1. gibt es dort keine Mücken, 2. ist es dort kühl und 3. werden die Esel verkauft, und alles Gepäck wird nach landesüblicher Weise nur noch durch Schwarze getragen. Die braven Esel sind auf offener Straße ja recht gut, im Busch aber völlig unbrauchbar. Heute abend kann der Askari aus Dodoma zurück sein und bringen: Briefe, Zigarren und Schuhe, die Sohlen haben. Bald ziehen auch wir wieder nordwärts, hinauf in die Kühle, hinaus aus den Mückenniederungen!

Die Anstrengungen und Entbehrungen unserer Fahrt sind an sich zwar geringer, als ich sie von manchen alpinen Bergfahrten her gewohnt bin. Aber sie sind trotzdem seelisch schwerer zu tragen, weil mir die große Liebe zu dem Lande fehlt. Ich habe doch in den schlimmsten Biwatnächten in den Alpen noch immer die majestätische Ruhe eines nahen Eisstromes gefühlt, oder die dunkle Silhouette eines zackigen Grates bestaunt.

Lager bei Kinugulu, am 3. Mai 1911.

Wir sind hier nach nur zweistündigem Marsch um $\frac{1}{2}$ 9 Uhr morgens mit allen Lasten angekommen. Also Wunder über Wunder! Die Esel sind nämlich leer gegangen und die Schwarzen vermehrt worden, sodaß Alles von Menschen getragen wurde. Wenn jetzt noch der Askari käme, den wir ausgesperrt haben, um

Briefe und andere Dinge zu holen! Er ist nun schon den 13. Tag unterwegs. Am 10. oder 11. hatten wir ihn zurück erwartet. „Ob er heute kommen wird?“ heißt es jeden Morgen und dann abends: „Wieder nicht.“ So wird es wohl auch heute sein: „Wieder nicht . . .“ Die letzte Nachricht, die ich von Dir habe, ist am 24. Februar geschrieben. Heute ist der 3. Mai. Das sagt mehr als alle Worte.

Ich träume jetzt oft davon, nach meiner langen Reise, nach getaner Arbeit, mit Dir zusammen in den Alpen zu sein. Ende September, Oktober: Wenn die Gasthäuser ohne Gäste sind und die Wirte doppelt für die wenigen Zurückgebliebenen sorgen, die nun nicht mehr nur „eine Nummer und ein paar Stiefel“ sind. Und dann die Berge: Rings in herbstlich klare Luft getaucht. Die Grate schneiden scharf und schleierlos in den leuchtenden Himmel. In das flimmernde Weiß der Gletscherströme hat die Sommer-sonne dunkle, klaffende Spalten genagt, wie ein feines Netz auf silbernem Grunde anzusehen von der Alp, in deren tiefem Gras wir liegen, jenseits des ewigen Eises. Tief unten, im grauen Geröll, das silberne Band des Baches, darüber die Wälder: Die dunklen Tannen, die hellen Arven, die sturmzerpeitschten Kiefern. Und weiter oben die grünen Matten, so grün wie die, auf der wir liegen, mit kleinen Hütten und läutenden Herdenglocken. Und oben, weiter oben, die grauen Moränen, die Wälle am Rande des ewigen Eises. Die Wälle, hinter denen das Land beginnt, das nur einer kleinen Gilde von nah zu schauen ver-gönnt ist.

Aber ich sitze mit der Ruhe des Satten, mit gedämpfter Leidenschaft, neben Dir und schaue wie Du hinauf zu dem Reiche über den Moränen. Mit dem ich gerungen habe, bis seine letzte Schönheit mein war. Dem ich ein-, zwei-, dreimal mein Leben geboten habe, um seiner Schönheit willen. Und ich erzähle: Dort wo die lauernenden Klüfte liegen, führt quer durch der Weg. Stufe um Stufe ebnet das Beil. Dann geht es auf schmaler Mauer aus Eis über Gründen rechts und links: Blaue Schatten, unter denen das Wasser brodelt. Hundertfach windet sich die Spur von

Brücke zu Brücke, gespannt aus Schnee, von Kluft zu Kluft. Dann klimmt sie in langen Kehren die reinen, weißen Hänge hinauf, in denen, dem Laien verborgen, dem Geübten erkenntlich, die versteckten Fallen liegen. Der ferne Beobachter sieht nur einen Hang von Schnee; er sieht nicht, daß der Geist des Ersten unausgesetzt arbeitet und daß die Spur nach strengen Regeln zwischen vielen Klüften läuft. Noch einmal schlägt das Beil für wenige Meter den Weg, dann hält man den festen Fels in der Hand. Seillänge um Seillänge wickelt sich ab an steiler Wand. Ein letzter Ueberhang sperrt noch den Weg — dann führt eine blendend weiße, sanft ansteigende Brücke von Fußesbreite zum nahen Gipfel hinauf, der als steiler, silberner Keil im blauen Himmel schwimmt.

Alles lebt in mir auf: Hundert vergangene Stunden, Gipfelstunden. Was war es doch, was heute das alte Verlangen weckt: Welcher Blick und welche Schönheit? Nur das eine, Schlichte, Klare, Unergründliche: Glücklich, glücklich bin ich gewesen . . .

Und der Morgen dämmeret. Und wir gehen zusammen. Und ich habe ein leises Gefühl: Heute kommt vielleicht meine glücklichste Stunde. Die, welche zu füllen vermag, was in allen anderen leer geblieben: Meine glücklichste Gipfelstunde.

Nicht weit, nicht hoch, nicht schwer. Doch so, daß das echteste Hochgebirge seine Pforten öffnet, und daß sich die höchsten Riesen im prunkenden Mantel um unsere Warte versammeln.

4. Mai 1911.

So träumte ich unter Aequator-Sonne oft von Eis und Schnee. Und ich freue mich auf die Heimkehr. Auf die Heimkehr über die Berge zu Dir. Auf die Rückfahrt auf dem Schiff: Born der ewig rauschende Bug: Näher, näher, näher. An vielen bekannten Orten vorüber, die ich vor Monaten mit der Erwartung des Unbekannten sah. Nach der Glut und den Wüstenküsten des Roten Meeres die schäumenden Bogen des Mittelmeeres. Neapel und Korsika: Felsenkämme in blauer Luft. Und endlich Marseille: Die letzten leisen Wellen der Alpen.

*

Ich bin heute mal nicht um 5 oder 6 Uhr aufgestanden, bin den ganzen Vormittag zuhause geblieben und habe, außer einem bißchen Instrumenteablesen gar nichts getan. Und das war gut so. Wir haben uns in der arbeitsreichen Zeit von Mittelugogo keinen Sonntag gegönnt, und in den letzten Wochen ist viel kleiner Mergel zusammengekommen: Buschkampf, Ausgehen verschiede-



Wagogo-Frauen und Kinder mit Mehlkörben.

ner Nahrungsmittel, — wir leben jetzt nur von dem Hirsemehl der Eingeborenen und von Wild, soweit es da ist —, zerfetzte Schuhe, wundte Füße, Ausbleiben des Askari und anderes mehr. Da war es für die Stimmung sehr gut, einmal einen Tag gar nichts zu tun und gar nichts zu denken.

Zwischen dem 15. und 20. werden wir in Dodoma sein, wo die Proviantlasten und die Munition für den nächsten Teil der Expedition liegen, und wo infolgedessen die Not ihr Ende erreicht.

Es ist auch für die seelische Gesundheit nicht gut, immer nur das eine zu treiben. Jeden Morgen weg, in die Hitze hinein. Notizen machen, schweißgebadet zurückkommen, mangelhaft waschen und nachmittags Ausarbeiten des Beobachteten. Man

wird allmählich zu einer Maschine, und hat dann, bei Licht besehen, nicht einmal sehr viel getan. Denn die Arbeitskraft des Europäers leidet in den Tropen doch recht stark. Eine Marschleistung, wie ich sie in den Alpen spielend bewältigte, würde hier kaum auf die Dauer ohne Schädigung durchzuführen sein. Die ewige Badestuben-Atmosphäre, die in den Niederungen und an den



Wagogo-Kinder.

Rüsten auch nachts anhält, wirkt erschöpfend auf Jeden. Wir kommen ja gottlob bald wieder über tausend Meter hinauf und damit in das Reich der kühlen, mückenlosen Nächte hinein.

Jedenfalls hat der gestrige Ruhetag meine Stimmung gehoben und läßt manches in hellerem Licht erscheinen, was ich mit dunkleren Farben geschildert habe. Man denkt eben in Zelt-
schuhen, im Schatten eines Baumes, bei verhältnismäßig kühlem Winde und der Aussicht auf ein dürres Shensihuhn, doch immerhin ein Huhn, das dem Koch zu erstehen gelungen ist, anders über Ugogo als mit wundgelaufenen Füßen in zerfetzten, schief getretenen Schuhen, mit brennender Sonne über dem Kopf, staubigem Schweiß im Gesicht, Durst im Rachen und dem Negergeruch in der Nase.

Das Schmerzliche dieses Tages aber ist: Mein bestes Gehörn hat heute nacht eine Hyäne davon geschleppt, ebenso wie einige Trophäen meiner Gefährten. Hiermit zusammen ist unser letztes Smalafilet verschwunden.

Erst als wir mit der Browningpistole in die Nacht hineinschossen, trat der freche Räuber den Rückzug an. Jetzt schieße ich auf jede Hyäne, die ich zu sehen kriege, gleichgültig ob sie heilig ist und die Seele eines Kaffernhäuptlings in ihr wohnt.

Wenn ich denke: Ich werde im Herbst wieder den Oderdamm entlang gehen, auf dem ich vor Jahren einsame Kämpfe hinaus-trug, wo ich manchen erlösenden Bers gefunden, und der mich oft als ein Anderer sah. Auf dem ich mich als Junge in das Reich Wildtöters hineingeträumt und später nach einem Reiche wirklicher Abenteuer, der Welt der Berge, in langen Wintern gesehnt.

Vieles hat sich erfüllt, aber das Meiste wandelt mit anderem Sinn als dem damals erträumten beladen die Wege meiner Erinnerung.

Ich habe mehrere hundert Mal auf Gipfeln gestanden, mit Namen darunter, von denen ich einst nicht zu träumen wagte, und ich habe Gipfel mit Träumen gekrönt, die keine Krone hatten. Und diesmal komme ich von jenseits des Aequators zurück. Und mitten hinein in alles äußere Erleben flattern mit dunklen Stimmen zwei klingende, klagende Bücher hinein, neben dem Heft von kühlen Worten über tatsächliches Sein um den Pol.

Und ich suche, jenseits meiner Seele stehend, das viele Dunkle zu verknüpfen. Aber Rätsel bleiben offen. Und zuletzt sehe ich Einen einsam stehen mit hartem Gesicht: „Ich habe mehr gesehen, gefühlt, gelebt als Ihr. Deshalb trägt mich der Stolz des Reichen. Deshalb schlägt mich der Fluch des Beschränkten. Schließt Eure Kompromisse mit dem Tage, um das Glück zu fangen. — Mit zielloser Sehnsucht an Sternen zerschellen ist — was? Ist Glück? — Verdammnis? — Dunkles Rätsel.

Einsame Zinne unter den Sternen. Einsame Zinne unter Wolken. Drei Meter Fels in Nebel und Schneegestöber. Die

Schleier ziehen herauf, wehen herüber und schütten, schütten Schnee. In alle Ritzen und Höhlen und über das blanke Gestein. Und über den Mann mit dem harten Gesicht. —
Schweigen der Hochwelt über den Gipfeln.

*

Was schreibe ich heute alles: Von Tagen in den Bergen mit Dir, von zerrissenen Schuhen, Hyänen und von der großen, lezten Einsamkeit. — Ist das ein Rasttag unter Tropensonne? Aber ich schreibe, und Du willst, daß ich schreibe, ohne sorgsam zu sichten und abzuwägen. — Daß ich Stimmungen schreibe, die gelesen sein wollen, als das, was sie sind: Leise Wellen auf dem Spiegel meines Lebens.

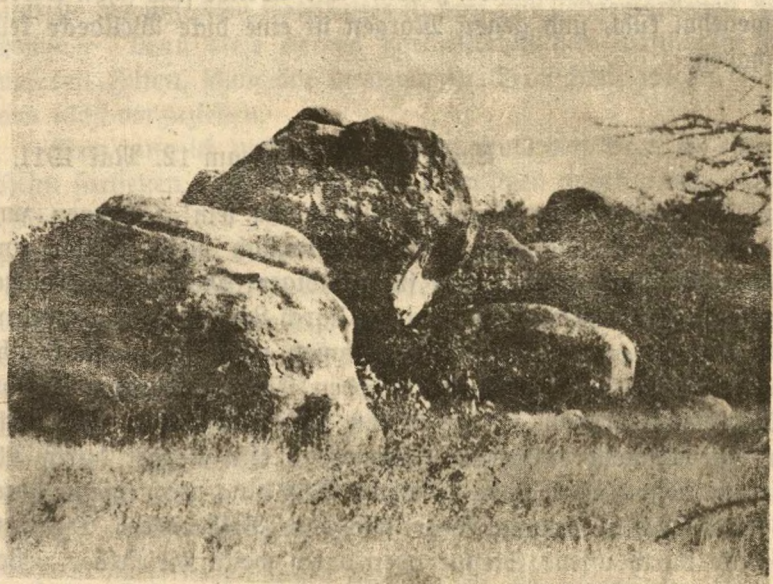
Der Tag wird kommen, da ich wiederkehre, der Tag, auf den ich zugehn will, viele, viele Wochen lang, wie auf einen Stern.

5. Mai 1911.

Heute war vielleicht meine traurigste Stunde während der ganzen bisherigen Reise. Der Askari ist aus Dodoma zurückgekommen ohne eine Nachricht für mich. Nur einen Schein brachte er mit, daß eine Einschreibsendung, die ihm nicht ausgehändigt wurde, für mich daläge. Das nächstemal werde ich nicht unterlassen, ihm eine schriftliche Vollmacht mitzugeben.

Ich werde die zehn, zwölf Tage, die uns noch von Dodoma trennen, viel Geduld lernen müssen. Meine schwarzen Genossen sind ja gute Lehrmeister darin, aber in diesem Falle versagt ihr achselzuckendes „amri ya muungu“ (Gottes Wille) doch und das „pole pole“ (sachte, sachte) und ewige „bado“ (noch nicht) werden mir nächstens zum Fluch auf den Lippen. Wie ich mich auf die Rückkehr des Mannes gefreut hatte! Alle die guten Sachen, besohnten Stiefel und Zigarren, habe ich gleichgültig hingenommen. Lieber wäre ich in Strümpfen weitergegangen und hätte mich weiter von dumpfem Hirsebrei genährt, wenn ich nur Deinen Brief in der Tasche hätte. — Amri ya muungu! Tragen wir pole, pole das ungeduldige Herz nach Dodoma.

Es hat mich auch nicht getröstet, daß einer von unseren Leuten das verlorene Gehörn, allerdings in etwas angefressenem Zustand, wiedergefunden hat. Heute nacht ist die Hyäne in ein viertel Meter Entfernung rund um mein Zelt spazieren gegangen. Als ihr die Kugeln nachpiffen, war es zu spät. Sie trachte vergnügt mit einem geraubten Huhn davon.



Granitblöcke bei Peremehe.

Lager am Peremehe, am 7. Mai 1911.

Gestern zogen wir zum Dorf am Berge Peremehe (etwa 1300 Meter hoch), den ich heute morgen mit Schumacher bestieg. Am Bergkegel selber viel Busch. Da gerade Chinintag war, haben wir erbärmlich geschwitzt. Aussicht, besonders nach Nordwesten, sehr weit, aber wenig charakteristisch, oder wenn man will, sehr charakteristisch: Weite Ebene mit Busch darauf, der sich ringförmig um große ovale Grasflächen, ehemalige Seebecken, legt. Ich be-

stieg noch einen etwas niedrigeren Nebengipfel, einen aus dem Busch aufragenden Felsen, der in ganz kurzer, aber schwieriger Kletterei zu erreichen war.

Im übrigen sind Buschkampf und Mücken zu Ende. Wir haben, dank des Chinins, die Malariazone ohne Schaden passiert. Nur mein getreuer Hamis liegt heute auf der Nase und hat sich eben seine Chininration geholt. Die Abende sind schon wieder angenehm kühl, und gegen Morgen ist eine dicke Wolldecke kein Schaden.

Lager bei Mitikira, am 12. Mai 1911.

Uebermorgen werden wir in Dodoma sein! Morgen zum nächsten Lager und übermorgen hoffentlich gleich weiter ans Ziel. Wir sind gestern nach fünfstündigem Marsche hier eingetroffen. Seitdem die Lasten wieder durch Leute getragen werden, klappt alles vorzüglich. Wir kommen meist schon um 6 Uhr morgens fort und nicht, wie mit den Eseln, erst gegen 9 Uhr. Wir können deshalb in der kühlen Tageszeit gehen. Ein nicht zu unterschätzender Vorteil. Unterwegs kein Aerger durch Abwerfen mehr. Auch unser gestriger Weg ging größtenteils durch Busch. Doch auf gutem Wege, also ohne Beschwerde. Die letzte Strecke durch offene Steppe oder durch weite Hirsefelder. Vor uns der ostwestliche Hauptgebirgszug Ugogos, an dessen anderer Seite Dodoma liegt. Es war ein befreiender Anblick, die weite, grüne Fläche mit den dunklen Bergen dahinter.

Außer in den Mittagsstunden ist es hier kühl, eine Folge der hohen Lage. Hier oben sieht das Land auch noch lange nicht so herbstlich aus, wie unten im Süden. Das Gras ist noch frisch und grün, und ein kühlender Wind weht fast ständig über die Hochfläche. Fern im Ostnordosten sehen wir die Berge über kwa Ndari, wo wir vor Wochen lagerten und unten im Südosten den einzelnen Regel des Mtumbi-Berges, wo unsere Zelte auch auf dem Wege nach Süden standen. So wird das Bild des Landes mit jeder der großen Schleifen vertrauter.

19. Mai 1911.

Dodoma liegt am Rande eines weiten, flachen, buschbestandenen Kessels, der nach Norden und Osten offen ist. Einzelne kleine Bergkegel, mit gewaltigen Felsblöcken gekrönt, ragen inselartig daraus hervor. Im Süden begrenzen die Ausläufer des ostwestlichen Hauptzuges den Blick, während fern im Osten die violette Linie des zweiten Mittelgebirges Ugogos, das südostnordwestlich streicht, zu sehen ist. Von dem kleinen Bergkegel im Westen über der Stadt, den ich schon erwähnte, hat man einen schönen Blick über Ort und Land. Und doch hatte ich die beiden Male, die ich von dieser Höhe aus die Umgebung Dodomas sah, das leise Gefühl, ich würde krank werden vor Heimweh, vor Sehnsucht, ich weiß nicht wonach, müßte ich dauernd in diesem Lande leben. Die äußeren Umstände des Lebens in Afrika haben sicher für den ungebundenen jungen Menschen, der noch kein größeres Glück als die polizeilose Freiheit kennt, etwas sehr Bestechendes und hätten es auch für mich noch vor einigen Jahren gehabt. Der Weiße ist der fast unumschränkte Herr, der Schwarze der unbedingte Diener. Wer eine Büchse hat, hängt sie um wann er will und geht wohin er will. Jagdgrenzen und Nachbarn gibt es nicht.

Ich kann gut verstehen, daß der, der früh genug in dieses Land kommt, sein Lebtag von der alten Heimat nichts mehr wissen will, zumal, wenn er nicht in dem dünnen Gebiet des Dornbusches lebt, sondern in dem Reich der Urwälder und der eigentlichen Tropenvegetation.

Wenn ich von der Höhe dies Land übersehe, vermissе ich zuerst den Wald, dann Seen und Flüsse und springende Bäche. Und endlich noch eins: Dies Land hat keinen Winter, worüber der echte Afrikaner jubelt, weil er nur die schmutzigen grauen Regentage des städtischen Winters in der Erinnerung hat und nicht mehr miterlebt hat, was die Skier aus unserem Winter gemacht haben. Endlich mag es doch wohl nicht so ganz leicht sein, alle die großen und kleinen Dinge für immer zu lassen, die der Pflege innerer Kultur in Europa dienen.



Auf der anderen Seite steht über dem unabhängigen Leben der ewig blaue Himmel, die helle Sonne und die sternklaren Nächte. Man gewöhnt sich daran so schnell, daß man bald einen kurzen Regenguß übel nimmt und ganz vergift, daß wir zu Hause oft Tage und Wochen unter schwerem grauem Himmel leben.

Alles in allem kommt es wohl auf die zwei Menschen an, was für ein Leben sie hier aufbauen können, was sie selber an inneren Werten hineintragen in dieses Land als sichere Grundlage für ein Glück.



Gipfel des Inselberges Kitunda bei Matunda kwa Meda.

Lager bei Matunda kwa Meda, am 25. Mai 1911.

Nachdem ich vorgestern Morgen in Dodoma auf den 6 Uhr-Zug bis nach 11 gewartet hatte — das Wasser war ihm ausgegangen — wurde meine Geduld durch einen neuen Brief belohnt; dafür mußte ich allerdings der Expedition in betäubender Eile von 11—4 Uhr nachrennen. Auf dem ganzen Wege Sand und Busch. Ich habe noch nie so trostlose Landschaft gesehen.

Wir sind hier ja auch etwa in der Höhe von Mahoma, wo es ähnlich war. Das einzig Erfreuliche war der gute Weg, eine viel begangene Karawanenstraße. Aber trotzdem konnte ich den Gedanken nicht verschrecken: Ich bin mit dem besten Willen in dieses Land gekommen, es schön zu finden, aber es ist nicht nur der Allitteration wegen scheußlich. Du schreibst mir von der Sehnsucht vieler nach den Tropen; aber Ugogo hat mit den Tropen nur die Sonne gemein, die senkrecht aufsteigt und senkrecht wieder versinkt. Dann reißt der kühle allabendlich kommende Wind an der Leinwand der Zelte, und vor Morgengrauen holt man bei 11 Grad Celsius eine dritte Decke hervor, bis nach wenigen Stunden das Thermometer wieder 20 Grad höher steht.

O, man hat Zeit, sich zu sehnen in afrikanischer Steppe, auf langen Märschen träumend in ein anderes Leben zu fliehen und den sandigen Boden darüber zu vergessen, in den man flüchtige Spuren zeichnet!

Vor der dürren Dede des Landes hier ist auch das Wild geflohen. Nur Affen turnen in Scharen über die heißen Buschumbrandeten Felsen, über denen die heiligen Weißkopfraben kreisen.

Lager bei Maiamaia, 26. Mai 1911.

Heute früh längs der Karawanenstraße hierher. Von dem etwa fünfstündigen Wege ist das meiste Busch. Zuletzt waren zu unserem Staunen auch echte Bäume dazwischen, deshalb aber noch lange kein Wald. Nur wo eine Eingeborenen-Ansiedelung liegt, ist der Busch abgeholzt und macht Hirse-Feldern Platz oder Viehweiden, dürftigem Gras auf sandigem Boden mit einzelnen Bäumen darauf, die teils abgebrannt sind, teils der Faulheit der Schwarzen ihr Leben verdanken. Doch sind wir jetzt dem zweiten südost-nordwestlich streichenden Hauptgebirge Ugogos so nahe, daß es nicht mehr als violetter Streifen am Horizonte steht, sondern deutlich den Busch der Hänge erkennen läßt, aus dem einzelne Felsblöcke grau hervorsehen.

Von Maiamaia gingen wir am 29. über einen Paß des Gebirges nach kwa Fwatisso, das in einem flachen Tal rings in Berge eingebettet liegt. Trotzdem der Weg recht schön und an wechselnden Bildern nicht arm war, war er für mich doch einer der schlimmsten Leidenspfade Ugogos, der nur durch den des folgenden Tages überboten wurde. Schon am Vorabend in Maiamaia war ich nicht ganz wohl. In der Nacht schlief ich kaum. Es schien mir, als hätte ich Fieber. Da ich den Gang der Reise nicht aufhalten wollte, schleppte ich mich mit, was ich kaum getan hätte, wenn ich im Voraus geahnt hätte, was für einen Aufwand an Energie es kosten würde, mit zerschlagenen Gliedern, bald frierend, bald schwitzend, in der Mittagssonne den steinigen Bergpfad hinauf und hinunter zu wanken. Man möchte sich irgendwo hinwerfen und liegen bleiben, mag da kommen, was da will, und schleppt sich schließlich doch immer weiter. Ich malte mir in schönsten Farben aus, wie ich mich am nächsten Tage pflegen würde, ohne einen Schritt aus dem Zelte zu tun. Doch war ich am Morgen in kwa Fwatisso so ausgeschlafen und frisch, daß ich doch auf einen der nahen Berge ging. Die erste Hälfte der Tour war der einzige fleckenlos schöne Spaziergang, den ich bisher in den Bergen Ugogos gemacht habe, die Stunden der zweiten Hälfte werden mir noch lange als die schlimmsten in Erinnerung bleiben. Da die Besteigung nicht lange dauern konnte — der Gipfel erhob sich kaum mehr als 300 Meter über den Talboden — nahm ich nur einen geologischen Hammer, aber keine Flasche und kein Gewehr mit. Der Weg wurde noch einfacher und genußreicher, als ich gedacht hatte. Kein störender Dornbusch streifte mich auch nur von ferne. Hang und Kamm des Berges waren mit Miombowald bestanden: In lichten Abständen stehen auf kurzem Grase Bäume, meist eine sehr feinsblättrige Akazie, Unterholz fehlt vollständig. So war es ein ungetrübter Weg bis zur Kammhöhe hinauf, die sich als ein etwa kilometerbreites waldbestandenes Plateau erwies. Man vergaß, auf der Höhe zu sein. Kein Ausblick erinnerte daran, daß mir

die Täler zu Füßen lagen. Als ich über das ebene Plateau zu seinem anderen westlichen Rande hinüber ging, sah ich, daß der höchste Gipfel der Kette, der eine sehr schöne Rundschau versprach, nicht allzu fern war. Es ist der gegen Maiamaia vorgeschobene Nohberg, der von meinem Standort nur durch eine flache Senke getrennt war. Ich rechnete mir aus, daß ich trotz dieser Verlängerung meines Weges sehr gut mittags wieder im Lager sein könnte, daß also der Durst, das Gespenst afrikanischer Wege, kaum zu fürchten sei. Der Blick war wohl der schönste, den ich bisher in Ugogo gehabt: Am südlichen Horizont die ostwestliche Hauptkette mit den trostlosen Buschflächen nördlich von Dodoma, aus denen die verstreuten, felsgekrönten Inselberge ragen, im Westen als blaß-violette Linie die einheitliche Mauer des Grabenrandes, auf dessen erster Stufe Kilimatinde liegt, im Osten zahllose Seitenkämme und Einzelberge, die dem Gebirge angehören, auf dem ich stand.

Als ich durch den Miombowald wieder zurück ging, in dem jeder Baum dem andern gleicht und jede Orientierung nach äußeren Anzeichen unmöglich ist, verließ ich mich, wie gewöhnlich, ganz auf meinen Ortsinstinkt, ohne erst nach dem Kompaß zu sehen. Als ich ihn zu Rate zog, war es zu spät. Ich landete in einer flachen Senke des Kammes. Das war an sich kein großes Unglück, da auch dieser Paß in das Tal von kwa Twatisso führen mußte, nur vielleicht eine Stunde unterhalb des Lagerplatzes. Da ich sehr ungern umkehre, ging ich fröhlich hinunter und steckte nach 10 Minuten im fürchterlichsten Busch, den ich je gesehen. Ich habe in manchem Augenblick daran verzweifelt, durch und hinaus zu kommen. Die Büsche bildeten nicht nur ein einziges Gewirr von Zweigen, sie waren auch noch durch Lianen oben und unten wie mit Hanfstricken verknüpft. Ich stemmte mich mit den Schultern dagegen, daß die Aeste krachten oder kroch auf dem Bauche durch kleine Lücken am Boden oder rannte an besseren Stellen, den steifen Tropenhelm als Prellbock benutzend, mit dem Kopf voran in die Zweige hinein. So ging es stundenlang. Ich dürstete, mehr und mehr, zuletzt hörte ich vor Ausdörrung

auf, zu schweigen, und die Zunge hing mir klebrig am Gaumen. Es war drei Uhr. Seit sieben Uhr morgens war ich unterwegs, als ich endlich durch eine kleine Oeffnung im Astgewirr nicht allzuweit eine Lembe sah. Sofort nahm ich die Richtung dorthin und schlug mich mit letzter Verzweiflung durch. Wohl auch infolge des Fieberanfalles vom Tage vorher war ich fast völlig fertig, als ich bei der Lehnhütte ankam. Ohne weitere Erklärungen verlangte ich Milch, dann saß ich, einen großen Flaschenfürbis in beiden Händen, im Schatten des Daches und trank ihn schweigend leer. Um mich herum hockte eine Schar von Schwarzen und harrte geduldig des Augenblickes, wann der weiße Mann seine Lippen zu weiteren Erklärungen öffnen würde. Dann gab mir der Vater des Hauses seinen ältesten Sohn mit, und $\frac{3}{4}$ Stunden später lag ich auf meiner Kitanda, trank erst einen Schnaps, dann 2 Gläser Wasser mit Saft und schloß mit 4 Tassen Kaffee. Diese Menge entsprach noch lange nicht meinen Wünschen; aber es ist nicht gut, alle verbrauchte Flüssigkeit auf einmal zu ergänzen. Die Lehre des Tages lautet: Nimm auch zu den kleinsten Ausflügen in Afrika die Flasche mit, denn die Wildnis lenkt deine Schritte nach dunklen Gesetzen.

Uebrigens sah ich im Walde oberhalb des Buschrandes ein riesenhaftes Kudu (Leier-Antilope), mindestens von der Größe eines starken Rothhirsches, mit spiralig gewundenem, wohl fast zwei Meter hohem Gehörne. Der Bock zog, ohne mich zu bemerken, etwa 30 Schritte rechts von mir vorüber, hinter einem weiblichen Tier und einem Kitz, ganz langsam, hin und wieder blieb er auch stehen. Erst, als ich ihn anrief, sah er auf und äugte mich an. Ich blieb regungslos stehen, um ihn noch länger beobachten zu können. Erst, als ich eine Bewegung mit dem Hammer machte, ging er ab. Ich hätte ihm in der Zeit eine ganze Reihe von Kugeln aufsetzen können, wenn ich meine Büchse mitgehabt hätte. Nachher tröstete ich mich damit, daß ich den Kopf mit dem riesigen Gehörn doch nicht durch den Busch hätte herunterbringen können. Außerdem braucht man für gute Kudugehörne die Halle eines Schlosses. Immerhin ist es schade, da Kudus nie herdenweise,

immer nur einzeln und nur im dichten Busch oder Wald der Berge vorkommen, sodaß die Aussicht, ein so stark geweihtes Tier noch einmal zu treffen, äußerst gering ist.

Diese teils schöne, teils scheußliche Bergfahrt hatte mich doch wieder so mitgenommen, daß der Weg von kwa Fwatisso nach kwa Meda, den wir gestern machten, keine reine Freude für mich



Lichter Buschwald in der Trockenzeit.

war. Da habe ich mir gelobt, was ich jetzt auch ausführe: heute und wahrscheinlich auch morgen keinen Schritt weit zu gehen, auf der Kitanda zu träumen, zu schlafen oder zu schreiben.

Ich hatte wohl nur den Fehler begangen, meine Leistungsfähigkeit in den Tropen mit dem gewohnten alpinen Maßstabe zu messen, und das ist falsch. Wenn ich hier etwa 8 Stunden Marsch womöglich mit Buschkampf habe, dann strengt das mehr an, als der Aufstieg von den Grands Mulets auf den Mont-Blanc und wieder hinunter nach Chamonix, was etwa doppelt so lange dauert.

Der Weg von kwa Fwatisso hierher führte in den ersten Zweidritteln wieder durch eintönigsten Busch, der jetzt sein Grün

schon ganz verloren hat, zuletzt über eine weite Steppe, von Schirmakazien umrahmt, unter denen die Zelte stehen. Jenseits die Berge der Hauptkette, die wir überschritten haben und kleinere Hügel rings um den ganzen Horizont. Im Bereich dieses Gebirgszuges ist das Landschaftsbild viel schöner als im Gebiet der ostwestlichen Kette, und ich freue mich, nach der öden Buschwüste nun endlich einmal die echten Tropen oben am Ngurue-Berge kennen zu lernen. Denn glühende Sonne, Busch und Sand können unmöglich das Ideal zusammensetzen, von dem so viele schwärmen.

Daß der Anblick tropischer Vegetation meinen Glauben an alpine Schönheit verdrängen oder verkleinern könnte, glaube ich zwar kaum, denn soweit ich urteilen kann, läuft die Schönheit der Tropen auf Ueppigkeit der Vegetation und besonders auf Farbenreichtum hinaus. Die Alpen haben daneben, nach meinem Geschmack darüber, die Schönheit der Formen und Linien; denn Linien-schönheit steht mir über Farbensschönheit. An Linien-schönheit scheinen die Tropen überaus arm zu sein. Das fällt einem an tausend Kleinigkeiten auf. Ein Affenbrotbaum kann zwar viel gewaltiger sein als unsere gewaltigste Eiche, aber sein Stamm ähnelt einer umgekehrten Rübe. Die Gehörne der beiden Kongonis, die meine Gefährten heute mittag heimbrachten, sehen aus wie mißgestaltete Kuhhörner; ein Wild, daß an Schönheit unserem Rothirsch gleichtame, habe ich noch nicht gesehen, von dem Geweih gar nicht zu reden, denn das hiesige Wild hat nur Hörner, aber keine Geweihe. Eine Palme kann zwar auf dem Umschlagdeckel eines Buches sehr dekorativ wirken oder auf einer ins Meer geschobenen Landzunge, aber ob sie ein schöner Baum ist, scheint mir fraglich. Ein skeptischer Kritiker könnte noch viele solche Anmerkungen machen und schließen: Der Schöpfer hat zwar mit vielem Kraft- und Massenaufwand gearbeitet, aber doch ohne den rechten geläuterten Geschmack. Doch ich will nicht voreilig sein und muß wiederholen: Ich habe noch keine Urwald-Vegetation gesehen.

Warum ich so kritisch rede, hat übrigens noch einen anderen Grund: Ich trete diesem Lande mit einem an den Alpen ge-

schultem, klar entwickeltem Naturgeschmack gegenüber. Und die Alpen bergen für mich außer ihrer Naturschönheit eine große Zahl von Erinnerungswerten, d. h. neben ästhetischen auch menschliche Werte, die sich auf Erlebtes gründen. Diese wollen in jedem Land erst errungen werden, wenn es nicht ein fremdes Land



Borassuspalmen.

bleiben soll. Solche lebendigen Erinnerungswerte, die mit Naturschönheit nichts zu tun haben, sammeln sich mir langsam auch in Ugogo. Nicht der Busch ist schön, aber die Erinnerung an den bestandenen Kampf mit dem Busch. So ist auch das ärmste Land noch fähig, zum Träger menschlicher Werte zu werden.

2. Juni 1911.

Was es mir schwer macht, mich an hiesige oder tropische Landschaft zu gewöhnen, ist vielleicht auch dies: Das Fehlen des Romantischen in der Landschaft. Man halte ein Bild von Ruyssdael neben den Strand von Dareffalam und man weiß, was

ich meine: Hier riesige düstere Eichen, von Peitschenschlägen des Sturmes über einen brausenden Bach gebeugt — dort blendend glitzerndes Meer, hellgrün umwachsener Strand mit den wehenden Wedeln der Palmen darüber, brennend weiße Häuser in Grün gebettet, und über Allem, um Alles eine Flut von Licht, welche die Augen schmerzt. Von ferne, vom Meer gesehen, ist das vielleicht der Strand unserer Märchen; es ist das Gegenstück zu den Eichen, die mit dem Sturme ringen, und mehr noch das Gegenstück zu der Landschaft des Hochgebirges: Ueber dem Bach mit blitzerspellten Stämmen als Bordergrund: die ruhigen Linien eines Gletscherstromes, von dem Troge zackiger Kämme flankiert, von den weißen Domen aus Schnee überhöht.

So wird es mir, während ich schreibe, immer klarer, warum ich mit dem Stückchen Tropenlandschaft, das ich an der Küste gesehen, bisher nur wenig anfangen konnte. Vielleicht erklärt es sich aus der Entwicklung meines Naturgeschmacks an den Alpen. Aus dieser Erkenntnis ergibt sich aber gleichzeitig die Möglichkeit, eine Tür zum Verständnis auch dieser Landschaft zu finden. — So ziehen wir denn zu dem Ngurue-Berg!

Lager am Keremafluß, 4. Juni 1911.

Ich habe gestern nicht schreiben können und werde auch heute nicht zu vielen Worten kommen, da wir jetzt jeden Tag weiter ziehen. Ugogo, unser Arbeitsfeld, liegt hinter uns. Wir wollen nun so schnell wie möglich unser Ziel, den Ngurue-Berg, erreichen. Durch das tägliche Aufschlagen und Abbrechen des Lagers werden die Tage recht ungemütlich, aber wir kommen rasch vorwärts. Ich trage deshalb nur kurz nach: Von kwa Meda, das mitten in der Pfästeppe liegt, nach Jambalo. Der letzte Abend in kwa Meda war wundervoll: gegen die tiefvioioletten Höhen der Hauptkette dehnt sich die weite grüne Steppe, fern in leichtem, blaugrauem Dunste schwimmend. Ueber den Bergen der orangegelbe Himmel der untergehenden Sonne. Auch das erste Drittel des Weges war schön: Lichter Schirmakazienwald, der in Streifen

einzelne Grassteppen trennt mit stetem Ausblick auf die Berge, dann wieder ein öder schnurgerader Weg durch den Busch. Nach 6 Stunden Jambalo.

Heute zogen wir über eine Reihe kleiner Pässe in die flache Senke des Kerema; von dem letzten erster Blick auf den Ngurue: links eine in flacher Wölbung aufsteigende Linie, rechts mehrere Steilabstürze. Diese ferne, bläuviolette Silhouette des Berges hat keinerlei Ähnlichkeit mit einem Vulkankegel. Darauf wieder langweiliger Weg durch Busch. Kurz vor dem Flusse, der nicht mehr fließt, reichere Vegetation: große Bäume, darunter einige kleine Mangos, die geradezu erfrischend wirken nach Ugogos Dürre, und weit über mannshohe Maisfelder.



In Kondoa Irangi.

Lager bei Kondoa Irangi, am 6. Juni 1911.

Gestern wieder ein ziemlich langer Marsch über mehrere Hügelketten, kahle steinige Hänge im Wechsel mit Hirse- und Maisfeldern. Kondoa liegt an einem breiten Strombett, in dem sogar noch etwas Wasser fließt. Der Vegetationsstreifen längs

des Flusses gibt zum erstenmal wieder die Empfindung, in Afrika zu sein, Einzelne Palmen, Sisal-Agaven, Gummibäume, und mitten in reich stehenden Feldern, darunter auch Zuckerrohr, ein sehr ordentliches Eingeborenen-Dorf mit breiten schattigen Straßen. Europäer sind nur durch die wenigen Beamten der Militärstation vertreten. Morgen früh gehen wir weiter. Nach drei Tagesmärschen werden wir wahrscheinlich den Vulkan erreicht haben, der übrigens erloschen ist, allerdings wohl erst in geologisch nicht allzu ferner Zeit.

Lager im Nordosten des Ngurue-Vulkans, am 11. Juni 1911.

Eben zerreißt die dicke Wolkendecke — ein ganz ungewohnter Anblick — die heute morgen den ganzen Berg verhüllte. Bald werden die letzten Fahnen verweht sein, und wenn ich aus meiner Zelttür sehe, dann steht vor mir wieder der Berg, klar wie gestern, als wir hier ankamen.

Während gestern nachmittag mein Zelt aufgeschlagen wurde, schrieb ich in mein Notizbuch: Ngurue vom „Kongonilager“: Grüne, gewellte Steppe, vor dem Berg eine unsichtbare Senke, dahinter grüner Rasenfuß, dann Wald, der in wilden Erosionsfurchen hinaufzieht bis zwei Drittel oder drei Viertel der Höhe. Der linke Grat des Berges erhebt sich mit breitem, hellgrünem Rücken, der einzelne dunkle Baumgruppen trägt. Vor einer tiefen Scharte Beginn des Waldes auf der zugewandten Flanke, darüber erneuter Aufschwung der schärfer werdenden Gratlinie. Es folgt ein langes Stück sanft, zuletzt wieder steil ansteigenden scharfen, reichgezähnten Felsgrates, der in dem wenig ausgeprägten dreikuppigen Gipfelgrat endet. Nach rechts fällt ziemlich sanft ein ungegliederter Grat, der in einem breiten, grasbewachsenen Rücken fußt. Bemerkenswert ist eine riesige trichterförmige Erosionsschlucht, die rechts und links von zwei breiten bewaldeten Pfeilern begrenzt wird. Diese Schlucht, die tief in den Berg rückwärts eingeschnitten ist, hat anscheinend die zerfägte Kante des linken Grates geschaffen.

Das sind nur ein paar Anhaltspunkte für die später verlöschende Erinnerung, wie ich sie auch in den Alpen aufzuzeichnen gewohnt war. Der erste Blick auf den Berg lehrt, daß man auf dem rechten Rücken mit den Händen in den Hosentaschen hinaufspazieren kann.

Von Rondoia Trangi zogen wir mit zwei Lagern hierher. Das erste schlugen wir am Bubu auf. Der Weg führte durch bebauten Land, von kahlen steinigen Hügeln umgeben, dann durch lichten, niedrigen Wald über viele Hügelrücken bergauf und bergab. Von diesen hatten wir meist einen kurzen Ausblick auf den Vulkan links vor uns. Den Bubu begleitet ein schmaler Streifen reicherer Vegetation: große Bäume, Schilf und Pianen. Das zweite Lager lag an einem Wassertümpel zwischen zwei bewaldeten Hügeln in der Nähe einer kleinen Boga; dann ging es wieder bergauf und bergab über bewaldete Hügel, zuletzt ansteigend auf die wellige Hochfläche vor dem Ngurue-Berg, die nur vereinzelt Busch- und Baumgruppen trägt, zu diesem Lager im Nordosten des Berges, hinter dem die gleichmäßige Mauer des Grabenrandes deutlich sichtbar vorbeizieht.

Der erste Berg, den ich hier sehe, der wirklich charakteristische Formen hat und durch seine Höhe (3402 Meter) gewaltig wirkt, obwohl unser Lager etwa 1500 Meter hoch liegt. Er ist gleich schön, ob die Morgen- oder die Abendsonne alle Rillen und Furchen der nordöstlichen Steilwand zeigt, oder in der Abendsonne nur noch der violette Umriss vor uns steht. Jetzt am Abend hebt er sich schwarz ohne jede Einzelheit in den mond hellen Sternenhimmel. Ich freue mich auf den Ausblick vom Gipfel: Vom Kilimandjaro bis zu den Bergen Dodomas. So wenigstens hofft mein Bergsteigerherz.

Die Umgebung ist reich an Wild. Gestern schoß ich vom Wege aus mit einer Kugel zwei Kongonis; das eine hatte das Bech, sich gerade hinter das Tier zu stellen, nach dem ich zielte. Den heutigen Ruhetag, den wir der Träger wegen einschieben mußten — wir sind seit Rondoia jeden Tag weiter gegangen — wollte ich zum Schreiben benutzen. Doch hatte mein Boy so viel jagdlichen Ehrgeiz für mich, daß ich noch einen etwa zweistündigen Aus-

flug bis in die Nähe des Bergfußes machte. Drei einheimische Schwarze mit Speer und Bogen führten mich. So viel hatte ich nicht erwartet: Hinter dem ersten Hügel stand ein Kongoni-Rudel und hinter Bodenwelle auf Bodenwelle immer neue Rudel, meist Kongonis, auch Zebras und Strauße. Aus dem ersten



Kongoni.

Rudel schoß ich eins heraus, aus dem zweiten zwei, aus dem dritten vier. Mit dem siebenten hörte ich auf, damit die Jagdfahrt nicht zum sinnlosen Gemorde würde. Felle und Fleisch verschenkte ich meist an die Schwarzen. Und doch: Was sind die sieben Stück gegenüber den Hunderten, die ich sah!

Lager nördlich des Balangda-Sees, am 12. Juni 1911.

Dieses Lager liegt weiter vom Berge entfernt, als das vorige. Ich hatte deswegen eine kleine Auseinandersetzung mit Bageler, der uns hierher geführt hatte, weil wir hier näher am Berge wären

und besseres Wasser hätten. In Wirklichkeit sind wir etwa zwei Stunden weiter; doch habe ich mich mit dem Lager ausgeföhnt, da es sehr schön liegt. Aus meiner rechten Zelttür sehe ich zwischen Bäumen hindurch über eine weite Boga weg die teils felsige teils walbige Wand des Grabenrandes. Links hemmt nach



Ngurue-Berg vom Lager im N. des Balangdasees.

hundert Metern grüner Fläche ein Walbrand den Blick, darüber erhebt sich scheinbar unvermittelt in die klare Luft des wolkenlosen Tropenhimmels der Dreikantkegel des Ngurue.

Er hat seine Gestalt seit dem vorigen Lager etwas und sehr zum Vorteil verändert. Rechts ist ein dritter Grat zum Vorschein gekommen, der in Höhe des gezähmten linken Gratstückes eine Schulter bildet, wodurch ein Bild von wundervollem Ebenmaß geschaffen wird.

Die traurige Ugogolandschaft ist gänzlich zu Ende. Kein Busch, nur Wald, Steppe und der majestätische Berg. Der Wald besteht aus großen, schönen Bäumen mit hellgrünen, fast birkenlichten Stämmen und einem sehr fein gesiederten hellgrünen Laub

und Dornen. Das Laub erweckt fast den Eindruck von Nadeln, etwa von Lärchen.

Auf dem Wege hierher sah ich von einem Hügel den nahen Balangda-See, eng an die Felsabstürze des Grabenrandes geschmiegt. Riefige Schollen aus blendendweißem Salz bilden die Fläche des Sees.

13. Juni 1911.

Gestern nachmittag schoß ich zwei Swala-Vögel. Der eine trug ein abnormes Gehörn. Die eine Stange hängt nach unten. Aber als ich abends mit Hamis heimkehrte, der die beiden Köpfe mit den Gehörnen trug, dachte ich kaum der geglückten Jagd. Ich war dem Berge verfallen. Ueber alle Einzelheiten, über scharfe Rinnen und finstere Schluchten, über das Chaos verschlungener Nester, über die dunkleren Schatten des Waldes hing die Dämmerung zarte Schleier. Die Sonne, schon hinter dem Rande des Himmels versunken, goß ein leuchtendes Dunkelviolett in das feine Gewebe der Luft. So stand die Silhouette des Berges groß und leuchtend am Himmel, unendlich einsam über der Steppe, über dem leise raunenden Schilf.

Das violette Lichtgewand zerfloß unter den Händen der Nacht. Schwarz und schwer und unbestimmt versank der Ngurue in flutendem Dunkel. Sein zusammengekrümmter Rücken ward zum Träger des strahlenden Tropenhimmels. Lodernde Lagerfeuer sandten dem Sternenmeer die züngelnde Antwort. Ein Schakal bellte in der Nähe, und eine Hyäne zog kläglich heulend ihre hungrigen Kreise. In unbestimmter Ferne erhob sich ein kurzes Grollen, kaum vernehmbar nur, doch die zahllosen Stimmen der Wildnis beherrschend: Simba, der Löwe, ging auf Raub . . .

Heute morgen galt mein erster Blick dem Berge. Leuchtende Schleier und lastendes Dunkel waren von ihm abgefallen. Mit scharfumrissenen Linien hob er sich herrisch über die sengende Glut der Steppe, über flimmernde Fluten von Licht. Morgen werden wir droben stehen.

Vormittags versuchten wir eine Treibjagd, besonders auf Gnu. Sie brachen seitwärts zwischen Treibern und Schützenlinie aus. Nachher ging ich mit Hamis noch drei versprengten Tieren nach und schoß mehrmals auf große Entfernungen vorbei. Das Gnu ist sehr scheu.

Eins muß ich übrigens noch erwähnen: In der Nacht ist es hier sehr kalt. Mit Jacke und Wollweste unter drei Decken fühlt man sich leidlich wohl. Tagsüber ist es angenehm warm, niemals, auch Mittags nicht, heiß. Im ganzen jedenfalls kühler als bei uns im Hochsommer. Leider kann ich keine Zahlen angeben und weiß deshalb nicht, wieviel des Kältegefühls der Verwöhnung durch die Hitze im Süden Ugogos in die Schuhe zu schieben ist, doch dürfte das Thermometer gegen Morgen wohl nicht viel mehr als etwa 4 Grad zeigen.

Wenn mir bei einem meiner alpinen Bivaks jemand erzählt hätte, ich würde einmal im Zelt unter drei Decken bei plus 4 Grad frieren, so hätte ich ihn ausgelacht. Jetzt merke ich, was der monatelange Aufenthalt unter tropischer Sonne bewirkt hat und bin gespannt, ob sich die Folgen im kommenden deutschen Winter zeigen werden.

Gespannt bin ich auch auf das morgige Bivak am Berge. Die paar Träger, die bis zum Bivakplatze mitkommen sollen, haben gesagt: „Dann werden wir wohl alle sterben.“ Die Schwarzen frieren ja noch mehr als wir und fürchten außerdem die bösen Berggeister. Zum Gipfel wird uns nur mein Boy Hamis begleiten; er hat selbst den Wunsch geäußert. Als ich neulich die sieben Kongonis schoß, sagte er übrigens: „Wenn Du die Gehörne nach Ulaia (Europa) mitnimmst, wird sich Deine „Bibi“ (Frau) freuen.“ Ob ich alle zur Freude meiner „Bibi“ mitbringen kann, ist fraglich. Außerdem ist mir nicht recht klar, wo ich zu Hause mit den vielen Gehörnen hin soll. So nehme ich vielleicht nur die besten jeder Sorte mit, da ich leider nicht im Voraus weiß, ob sie mir ein geadelter Parvenu abkauft, der Trophäen braucht, die seine Ahnen in Afrika erjagt haben.

Seit ich die alten Lianenverschlungenen Bäume am Bubu gesehen und über unserem Lager die herrliche Kuppel des Ngurueberges, die vielen Zebras, die neugierig mit erhobenen Köpfen dem Steppenwanderer nachsehen und dann mit dröhnenden Hufen in aufwirbelndem Staub über die Steppe sprengen; seitdem ich nachts die Hyäne „Lachen“ hörte, weiß ich, daß ich von der Ugogofahrt trotz öder und trauriger Stunden auch Erinnerungen heimbringen werde, die Jahrzehnte überdauern.

Wenige haben dieses „Lachen“ gehört, und Viele schütteln ungläubig den Kopf über die Wenigen. Aber gestern habe ich das rätselhafte Lachen mit eigenen Ohren vernommen, den unheimlichsten Laut der Wildnis. Das „Singen“ der Hyäne ist eine alltägliche Musik; jetzt, während ich schreibe (8 Uhr abends) singt sie, vielleicht 100 Meter entfernt. Man achtet kaum noch auf das langgezogene uuhhh=i-u, aber gestern, als ich abends von Bagelers Zelt in meines ging, um mir eine Zigarre zu holen, da klang eines Menschen Lachen, das idiotische helle Lachen eines Berückten aus einem nahen Busch, in dem eben eine Hyäne „gesungen“ hatte. Keiner von unseren Leuten war in der Nähe des Busches. Es blieb kein Zweifel: Das war das halb sagenhafte, unheimliche Gelächter der Hyäne.

Am 14. Juni 1911.

Wir essen noch im Lager zu Mittag und gehen dann zum Bivakplaz am Ngurue hinauf, der etwa in ein Drittel Höhe des Bergkegels auf dem breiten, nordwestlichen Rasenrücken liegen wird.

Lager am Westufer des Balangda-Sees, am 16. Juni 1911.

Der Kilima Ngurue ist bestiegen. Gestern um ½11 Uhr erreichte ich den Gipfel. Eine Viertelstunde später Bageler, dann Schumacher, dann Hamis und Asmani. Die beiden Schwarzen

haben sich ausbeeten, ein Schild auf die Brust zu erhalten, mit dem Vermerk, daß sie den Ngurue bestiegen hätten. Bageler und Schumacher haben gelobt, in den nächsten zwanzig Jahren auf keinen Berg zu gehen; und ich selber sage mir, wenn der Berg in den Alpen läge, ginge ich wahrscheinlich nicht hinauf. Er ist



Auf dem Gipfel des Ngurue, 3402 m.

einer von den Gipfeln, die dem Anfänger den Geschmack verderben können, und die der Kundige mit vergnügtem Lächeln betrachtet, wenn er nicht hinauf zu gehen braucht. Sportliche Reize bietet der Aufstieg nicht, aber die Aussicht ist voller Eigenart, wenn auch nicht eigentlich schön, die Anstrengung der Besteigung ziemlich bedeutend.

Vom Hauptlager an der Steppe nördlich des Balangda-Sees gingen wir gegen 1 Uhr mittags mit 5 Trägern, den Boys und dem Koch Asmani über verschiedene flache, grasbewachsene Rücken, die vereinzelt Baumgruppen tragen, gerade auf den Berg, das heißt, den Fuß des Nordwestgrates zu. Etwa halben Wegs durchschritten wir ein großes, freisundes Kraterbecken. Vom

Gipfel sahen wir jenseits des Berges noch ein zweites, dessen Boden und Wände, wie die Steppen ringsum, mit Gräsern bestanden waren. So zeichnen sich diese erloschenen Krater nur durch die kreisrunde Form und Steilheit der Hänge von der Umgebung ab.

Die untere Hälfte des Nordwestgrates ist ein breiter Rasenrücken. In knapp ein Drittel der Berghöhe fanden wir eine baumerfüllte Mulde, die einen geeigneten Bivakplatz abgab. Wir haben, völlig windgeschützt, eine angenehme Nacht verbracht. Als mir abends der Rauch unseres Feuers, um das wir lagen, ins Gesicht schlug, kamen mir wieder Erinnerungen an verräucherte Sennhütten, Berge, Fels und Eis. Nur die über-Hüften-hohen Gräser, das dichte Unterholz und die fremden rauschenden Bäume sprachen von Afrika. In der Nacht fiel sehr viel Tau, aber es war nicht kalt. Am nächsten Morgen wurden die Träger zum Hauptlager zurückgeschickt. Noch niemals haben sie so freudig einen Befehl befolgt wie diesen, der sie von dem Berge und seinen Teufeln entfernte. Um sieben Uhr morgens stiegen wir durch überknietiefe fette Gräser und Kräuter hinauf. Wir drei Europäer, Hamis, mein Boy, Asmani, der Koch, und Abdallah, der Boy Bagelers. Diese drei Schwarzen hatten sich freiwillig gemeldet. Zwei von ihnen, Hamis und Asmani, erreichten den Gipfel.

Als wir beim Bivakplatz auf das Frühstück warteten, ging die Sonne auf: Strahlenlos im Dunste der Ferne stand sie als gelbe, leuchtende Scheibe über dem Gipfel des Ufiumeberges.

Von dem Anstieg ist nicht viel zu erzählen. Grashänge mittlerer Steilheit wechselten in verschiedener Höhe. Ein dichter Streifen abgebrannten Busches machte uns schwarz wie Schornsteinfeger. Der Grat wird oben schmaler, behält aber den Charakter eines Rückens. Erst zwischen den Gipfeln schnürt er sich auf wenige Meter zusammen.

Zuletzt war ich weit voraus. Erwartungsvoll stieg ich den letzten eintönigen Hang zum ersten Vorgipfel hinauf. Der dreikuppige Gipfelgrat schwang sich über eine kleine Erhebung zwischen

zwei flachen Senken zum wenig höheren Hauptgipfel auf. Sein Steinmann grüßte zu mir herüber. Er stammt vermutlich von Uhlig und Jäger, unseren Vorgängern. Ein Krater ist nicht vorhanden. Auch in jüngster Vergangenheit war der Berg nicht mehr tätig; doch ist er aus vulkanischen Aschen und Laven aufgebaut. Die Schwarzen errichteten eine kleine Fahne über dem Steinmann. Wir hinterließen einen Zettel mit Namen und Datum.



SW.-Grat des Ngurue mit Nebengipfel, vom Hauptgipfel gesehen.

Die Minuten, die ich vor Ankunft der Gefährten allein auf dem Berge saß, werden mir unvergessen bleiben. Nebel kochten unter mir in dem großen Trichter der Nordostwand. Hinter mir lief ein mehrfach gekrümmter, leicht gezackter Grat zu einem Seitengipfel mit stolzen Formen hinüber. Und sonst nur Fläche und Weite. Auf allen Seiten verlor sich das Grün der Steppe in einem Riesenring aus violetterm Dunst. Nur drüben, drei Tage-reisen im Osten, stand die matte Silhouette des Ufiumeberges. Und mitten durch die endlose Ebene lief, schnurgerade gezogen,

die Mauer des Grabenrandes. Ihr zu Füßen dehnte sich schillernd weiß die Salzfläche des Balangdasees. Doch auch dieser grelle Ton auf grünem Grunde war nur Fläche und Weite. Und folgte das Auge gar der Stufe des Grabenrandes, tief im Horizonte geboren und jenseits wieder im Horizonte verschwindend, endlos selbst von solcher Warte, so blieb nur eine Empfindung: die majestätische Weite der Steppe.



Onus.

Alles ist auf diese eine Wirkung gestellt: Die wenigen Baobabs, die verloren, wie verirrte Kinder verloren, in der endlosen Ebene stehen, die weiße Fläche des Salzsees, ein Tröpfchen, der Palette eines Malers entfallen, der große ruhige Berg, ein Korallenriff im Weltenmeer, und endlich die erhaben einfache Geste der Grabenstufe: aus Weiten kommend, durch Weiten ziehend, in Weiten verschwindend. Und wanderst du Tage und Monde und Jahre durch dieses Land, du kommst nicht ans Ende der Welt.

Am selben Tage kehrten wir ins Hauptlager zurück und zogen am nächsten Morgen drei Stunden südwärts zum Westufer des

Balangda-Sees, wo unser Lager an einem Schilfdickicht steht. Vor uns dehnt sich die weiße Salzfläche des fast völlig ausgetrockneten Sees, dahinter der Ngurue in veränderter, weniger schöner Form. Doch ist der Berg noch immer gewaltig und eindrucksvoll. Unsere Zelte liegen schon ganz im Schatten der hier felsigen Wand des wenige Schritte entfernten Grabenrandes. Die Sonne liegt noch auf dem jenseitigen Ufer des glitzernden Salzes, darüber erfüllt das helle Licht alle Schluchten und Kissen der Bergwand.

Auf dem Wege hierher am Nordende des Sees schoß ich mein erstes Gnu, einen starken Bullen. Wir sahen es von einer kleinen Anhöhe, welche die Boga am vorigen Lager vom Salzsee scheidet, schon von ferne. Durch einen kleinen buschreichen Fleck konnte ich mich gut anpirschen. An dem letzten Baum strich ich an und: „Tajari!“ (erledigt!) brüllte Hamis, als das gewaltige Tier mit gutem Blattschuß im Feuer zusammenbrach. Doch kaum waren wir einige Schritte darauf zugegangen, als es sich plötzlich wieder erhob und dreißig Schritt seitwärts trabte. Ein gesundes Gnu ist scheu und flieht vor dem Menschen. Mit einem frankten Bullen, der nicht mehr flüchten kann, handelt man besser nicht an. Ich schoß deshalb aus respektvoller Entfernung das Magazin meiner Büchse auf das Tier leer. Einige Kugeln gingen fehl — ich war noch etwas müde von der gestrigen langen Bergtour — zwei oder drei trafen. Da erst sank das Tier langsam zusammen. Auch jetzt traute sich Hamis noch nicht recht an das Gnu heran, um es abzufangen. Um ihn nicht in Gefahr zu bringen, schoß ich dem Tier auf wenige Schritte noch eine Kugel durch den mächtigen zottigen Hals. Leider schlug das Geschosß ein Stück aus dem einen Horn heraus. Schön ist ein Gnugehörn übrigens nicht. Doch deutet die breite Stirn mit dem klobigen Hornansatz auf gewaltige Kraft.

17. Juni 1911.

Heute zu einem Lager weiter südlich zwischen Balangda und Balangidda See. Der Weg am Westufer des Sees war schön,

mit dem Blick über die weite Salzfläche zu dem Ngurue hinüber. Am Ufer stand eine Herde von etwa 100 Gnus, die leider schon auf weite Entfernung vor uns über die ausgetrocknete Salzpfanne abgingen. Es war ein märchenhafter Anblick: Die endlose Reihe der schwarzen Riesen im Galopp auf dem weißen Salz.



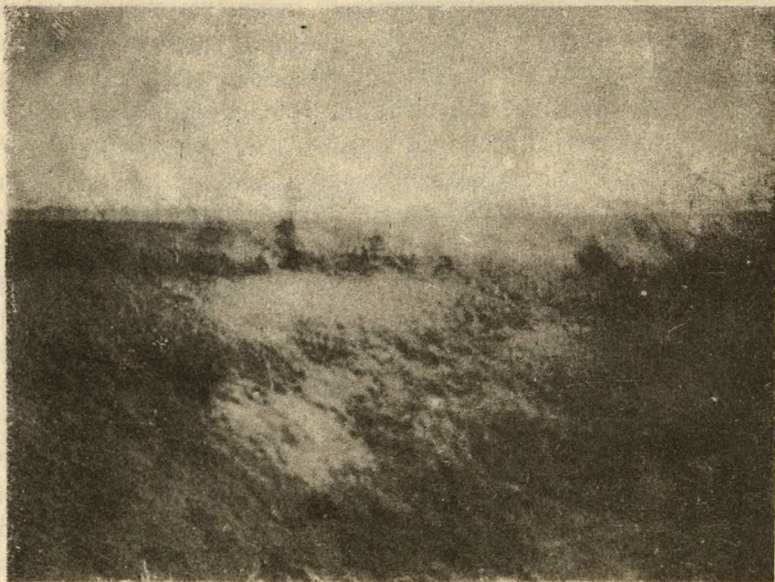
Ngurue-Berg, im Mittelgrund der Balangda-Salzsee.

Es ist auch hier nicht das Afrika, das ich erwartet hatte: Urwald und Treibhausvegetation, aber doch eine große Landschaft: Die weiten Steppen, weit wie das Meer, mit den wenigen aber markanten Linien des Grabenrandes und des großen einsamen Berges.

20. Juni 1911.

Wir haben heute der Träger wegen Rasttag. Nach alter „Testuri“ (Sitte, Gebrauch) dient jeder fünfte Tag der Ruhe. Das vorige Lager, das ich noch nicht erwähnte, lag am Balangidda-

See, der in dieser Jahreszeit seinen Namen zu Unrecht trägt: ein feuchter Tonboden, der dem Wanderer schlimmer als backender Schnee faustdick an den Schuhsohlen klebt. Das Südende hat noch flaches Wasser, ist aber sichtlich auch im Austrocknen begriffen. Der 19. Juni war ganz gegen jede Regel trübe und



Steppenbrand.

regnerisch. Man nimmt das unter dem ewig blauen Himmel sehr übel. Der Ngurue lag tief in Wolken. Die Landschaft eintönig, ewig, endlos.

Man sollte sich in Ebenen nicht zu Fuß vorwärts bewegen. Man geht stundenlang, ohne daß sich das Bild der Landschaft ändert. Das macht müde. Im Gebirge schafft jede Bodenwelle neue Bilder. In der Ebene braucht man schnelle Fortbewegungsmittel.

Am 18. abends brannte die Steppe. Eine breite, feurige Rauchwolke, in die die gelbrote Flamme von unten erleuchtend hineinzüngelte, lief von ferne am Lager vorbei auf den Balan-

gidda-See zu. Der Ngurue stand als dunkle Silhouette in neuer Form am nördlichen Horizont: Links in gleichmäßigem Aufstieg der breite Rücken des Nordwestgrates, rechts die gezackte Linie des langen Südostgrates. So hab ich ihn während des Steppenbrandes zum letzten Mal im Leben gesehen.

Dieses Lager liegt bei einigen namenlosen Temben. Bemerkenswert ist nur, daß sich hier ein Europäer gerade ansiedelt, um Vieh zu züchten. Er baut zur Zeit sein Haus. Sonst haben wir außer in Kondoia Irangi nie weiße Ansiedler getroffen. Es muß auch ein schwerer Entschluß sein, sich ganz allein unter die Schwarzen zu setzen. Es bleibt nur die Wahl, zum Einsiedler zu werden oder zu vercaffern. Mich würde schon die Wasserfrage abhalten, mich gerade in diesem Gebiete niederzulassen. Aber es gibt wohl Leute, die sich auch unter solchen Umständen wohl fühlen und damit enden, daß sie einen ihrer Ochsen gegen ein schwarzes Mädchen eintauschen. Ich habe während meines langen Aufenthaltes in Afrika nicht das geringste Verständnis für eine solche Rassenverleugnung gewinnen können. Wenn der Betreffende auch noch Kinder in die Welt setzt, so schädigt er das deutsche Ansehen so schwer wie möglich, weil er die scharfen Grenzen zwischen weiß und schwarz verwischt. Wo bleibt das unbedingte Recht zu befehlen auf Grund unserer Macht, wenn wir plößlich Vettern unter den schwarzen Kerlen haben?

Lager bei kwa Mboga, am 23. Juni 1911.

Von den letzten beiden Lagern ist nicht viel zu erzählen. Ich führe sie nur der Vollständigkeit wegen an: kwa Falahani und kwa Sonja. Bald ging die Steppe in Buschwald über, der jedoch kaum an Wald erinnerte, sondern eher einem ins Kraut geschossenen Unterholz ohne Bäume glich, und dann kam wieder der Busch, stundenlang, tagelang, den wir auf meist leidlichen Pfaden durchzogen, heute durch tiefen Sand, in dem es sich recht mühsam geht. Der Ngurue muß verhältnismäßig schwer erkauft

werden. Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren, ziehen deshalb so schnell wie möglich nach Ugogo zurück. Jeden Tag um halb fünf Uhr aus dem Bett, gegen 12 Uhr ins nächste Lager. Dann dauert es noch etwa zwei Stunden, bis das, wieder recht spärlich gewordene, Essen fertig ist. Hat man noch den Versuch gemacht, sich in dem schmutzigen Wasser zu reinigen, so ist der Tag zu Dreivierteln zu Ende. Auf die Dauer wirkt das ermüdend. Es gehört schon ein gewisser Entschluß dazu, nach solchem Tagewerk abends noch schnell ein paar Zeilen zu schreiben. Ich, der ich „gern in Vergangenheit und Zukunft lebe“, verbohre mich meist so in Träume, bis ich den Busch vergessen habe und während des Marsches in einer anderen Welt lebe. Bageler und Schumacher helfen sich damit, daß sie „den Denkkasten auf Null einstellen“.

Uebermorgen werden wir wieder in Ugogo sein. Da beginnt wieder die Arbeit, aber mit ihr kommt auch wieder mehr Ruhe, da die tägliche Safari wegfällt und die Zelte wieder zwei bis drei Tage am selben Orte stehen. So verschieden wir drei Afrikafahrer sind, ich glaube, wir sehnen im Innern alle das Ende herbei.

Lager bei kwa Towera, am 24. Juni 1911.

Schon seit dem vorigen Lager sind wir wieder in dicht bewohnten Gegenden, d. h. mit anderen Worten: Seit den Steppen um den Ngurue ist es mit der Jagd aus, und die langbeinigen Schensihühner treten wieder in ihre Rechte. Sonst gibt es gar nichts Neues. Buschwald in hügeligem Land, Felsblöcke auf den Höhen, Mais- und Hirsefelder um die Eingeborenenhütten in den Senken.

Ich richte es jetzt oft auf den Märschen so ein, daß ich hundert Meter Abstand von der Karawane habe. Dann gewinne ich Gewalt über das Zaubermittel, das mich aus der Zeit und dem Lande heraus trägt. Dann bin ich Herr über alle Träume, die ich will. Und vor der Macht einer selbstgeschaffenen Innenwelt

schließen sich alle Pforten der Sinne, die mit der Außenwelt in Verbindung stehen. Alles, was ich heraufbeschwöre, wird zu lebendiger Wirklichkeit, die allmählich ihre eigenen Gesetze findet, nach denen sie lebt und handelt, bis ich selbst in das Spiel verschlungen werde wie in wirkliches Geschehen.



Wassandau-Tembe.

Es ist vielleicht kein Zufall, daß es gerade denen, die in diesem Reiche Herren sind, so schwer fällt, sich mit dem äußeren Leben auseinander zu setzen, oder, weil es ihnen schwer fällt, schaffen sie eigenmächtig eine andere Welt, die Welt einer seltsamen Kunst, die ohne Grenzen ist, eine Welt, in der nicht nur Menschen sprechen, leben und handeln, in der sich Geschehnisse der Seligen vollziehen und ewige Träume zu sinnlicher Wirklichkeit werden. Es ist wie eine Gerechtigkeit, daß die Anderen, denen die äußeren Dinge gelingen, arm sind an Schöpferkraft im eigenen Innern.

Ich kann groß sein großen Dingen gegenüber, aber ich bin kleiner als alle alltäglichen Kleinigkeiten des Lebens. Habe ich

daher den Haß auf das Wort der innerlich Armen: „Das Leben setzt sich aus Kleinigkeiten zusammen,“ das Wort, das uns die große Sonne verdunkeln will?

Das Erleben der Wirklichkeit ist die Antithese ästhetischer Weltbetrachtung. So lange ich jedem täglichen Dinge sage: Nicht so bist du Wirklichkeit, wie du zu mir kommst. Du kennst dich selber nicht. Ich zeige dich dir im Spiegel der Ewigkeitsrhythmen der Kunst. So lange habe ich Macht über die Wirklichkeit und Flucht vor ihr.

Wenn aber dann das eine erlösende Erlebnis kommt, das zugleich alle Wirklichkeit ist und alle Ewigkeitsrhythmen in sich begreift, dem gegenüber der Zauberspiegel versagt, bleibt nur noch die eine bebende Frage: Wird mein Wille die Dinge formen oder wird mein Wille versinken im Meer der täglichen Dinge?

Lager bei Lemefi am Bubu, am 26. Juni 1911.

Gestern zogen wir in langem Marsch von dem hügligen Hochlande Uffandau wieder in die weite Ebene Ugogos hinab. Welkes Laub raschelt am Boden, das Gras ist gelb und dürr, der Busch verschlingt seine fahlen Nester, und dazwischen stehen, wie in Feldern angeordnet, braune, vertrocknete, hochstengliche Disteln um die halbgeernteten Mais- und Hirsefelder, dazwischen einzelne Bäume und Sträucher, die ihre grünen Blätter behalten. Es ist wieder das trockne, öde Ugogo. Von den Höhen gesehen läuft das Grauviolett des herbstlichen Busches eben und weit wie das Meer nach allen Seiten in den Horizont hinein. Nur hier und da hebt sich die blasser Silhouette eines Berges wie ein fernes Segel heraus, und das einzige Leben begleitet ein paar Meter breit die Ufer des Bubu. Kein fließender Strom, ein trocknes Sandbett mit einzelnen Pfützen. Und doch heben aus dem Gestrüpp der Ufer alte Bäume ihr Grün in die brennende Mittagssonne. Andere modern auf sandigem Grunde. Mitten im Strombett selber wiegt ein Schilfdickicht seine schlanken Stengel und zwei oder drei

Palmen heben mit fahlen Stämmen die grünen Wedel turmhoch in die Luft. Hier am Bubu steht unser Lager.

In den ersten Julitagen werden wir die Bahn bei Mbahi berühren. Du wirst diesen Brief also Anfang August erhalten; das heißt, ich werde keine Antwort mehr darauf bekommen. Das



Der Galeriewald des Bubu.

ist wieder ein angenehmes Zeichen für den, der (nur schwer und mühsam) ein kleines bißchen afrikanische Geduld gelernt hat, daß es nicht mehr „lange“ dauert: Das ist natürlich relativ zu nehmen, genau so wie es die Neger machen. Habe ich einen sechsstündigen Marsch vor und frage nach vier Stunden, ob es noch weit ist, so sagt der Schwarze freudestrahlend: „Sassa karibu!“ (jetzt ist es nahe). Wenn mein Ziel aber nur eine halbe Stunde entfernt ist und ich frage nach zehn Minuten, so sagt er sicher: „Bali, bana!“ (Es ist noch weit, Herr.)

Lager im Bubu, am 28. Juni 1911.

Der Abend gestern war schön. Und das kam aus meiner Stimmung. Ich hörte seit langem wieder die leise, leise Poesie, die auch in den eintönigen Liedern der Schwarzen liegt. Ich sah seit langem wieder die Sterne durch das Astwerk flimmern



Lager im Flußbett des Bubu.

und hörte die großen Grillen im Grase zirpen. Und oben über den Nesten, unter den Sternen, die großen Wedel einer einsamen Palme.

Ich war allein. Deshalb sah ich wieder, hörte ich wieder, woran ich lange in öder Gewohnheit vorüber gegangen war.

Meine beiden Gefährten lagen fiebernd in den Zelten. So saß ich draußen und sah von Zeit zu Zeit nach den beiden und träumte dazwischen ungestört. Es ist gut, einmal allein zu sein, wenn auch das Einvernehmen zwischen uns Dreien vorzüglich ist, außer, wenn ich mit Bageler philosophiere.

Dieses Lager liegt im Flußbett des Bubu, dort, wo der Karawanenweg nach Usheria abzweigt, dem wir übermorgen folgen werden.

Wir unterhalten uns jetzt ungemein viel über das Thema, was wir auf dem Schiff alles essen werden. Selbst Bageler, der sonst zu großem Optimismus neigt, sagte heute mittag: „Nein, es geht nicht mehr!“, womit er den sogenannten „Kuckuck“ auf Kisuaheli: „kuku“, zu deutsch „Huhn“ meinte. Unsere Vorräte bestehen nur noch aus Maggisuppen und Tee. Das Uebrige, einschließlich der Gewürze, fehlt. Wild gibt es seit dem Balangiddasee nicht mehr. Infolgedessen bestehen unsere Mahlzeiten aus „Kuckucks“ und einer Art Kartoffelpuffer aus Maismehl. Den „Kuckuck“, das Shensihuhn, kauft man in den meisten Dörfern der Schwarzen für etwa 20 Heller. Charakteristik: langbeinig und zäh. Die langen Beine haben folgende Ursache: Wenn der biedere Shensi (Buschneger) Hühner transportiert, so bindet er ihnen die Beine zusammen und hängt sie mit dem Kopf nach unten an einer Stange auf. Dann schultert er diesen Stock und wandert stundenlang fröhlich durch die Gegend. Daher die langen Beine. Hat der schwarze Wanderer sein Ziel erreicht, so sind die Hühner seltsamer Weise noch vergnügt und munter. Seit Generationen sind sie an diese Art des Transports gewöhnt.

Vorläufig schmeckt und bekommt mir der „Kuckuck“ noch gut. Nur den Reis, der bis gestern ungesalzen unser einziges Gemüse bildete, hatte ich stark über. Jetzt ist auch diese Sorge von mir genommen, denn er ist zu Ende. —

*

Als vor nun fünf Monaten unser Schiff den Hafen von Marseille verließ, fuhr ich ins Unbekannte, das Alles bringen konnte. Ich wußte nichts von den Meeresweiten, die vor mir lagen. Ich wußte nichts von dem Lande, in das ich ging. Enttäuschung und Hoffnung zugleich umschloß sein dunkler Name.

So etwa zog ich aus, wie ein Bergsteiger ein ihm unbekanntes Tal hinauf einem berühmten Berge entgegenwandert, von dem er wohl viel gelesen, dessen Name ihm jedoch alle Reize und Rätself

des Unbekannten umschließt. Wie wird es sein? Welch Antlitz wird die und die Stelle, von der die Berichte erzählen, im Lichte der Wirklichkeit zeigen? Alle Tore stehen der Phantasie während des Weges talauf geöffnet. In lauter Wolken des Schweigens gehüllt schaut der Berg herab. Und dann, vielleicht am nächsten Tage schon, der Weg zutal. Jeder Zug des steinernen Angesichtes steht dir klar ins Gedächtnis gemeißelt. Und mehr noch: ein Stück Erleben, ob groß, ob klein, fettet dich fest an ihn. All seine Rätsel sehn dich mit offenen Augen an. Die Phantasie hat ihr Recht verloren, aber im Schrein der Erfahrung steht ein neuer geschliffener Kelch.

Warum schreibe ich dies? Weil ich an die Heimfahrt dachte. Wieviel schöner sie sein wird als der Hinweg in das fremde Land, in das mich keine Sehnsucht rief. Nun werden bekannte Häfen kommen, bekannter, immer bekannter, näher, immer näher.

Der Abendwind rauscht in der Leinwand des Zeltes. Tausend Träume haben die engen Wände gesehen und tausend stumme Gedanken von zweimal hundert Tagen.

Ein Anderer wird darin wohnen. Wer weiß. Und einem Anderen vielleicht, der mitten im Pori stirbt, wird mein Sonnensegel zum Sarge werden. Wer weiß.

29. Juni 1911.

Mir ist schon sehr oft — auch jetzt wieder — aufgefallen, wie schön auf manchen der vielen Bilder, die wir aufgenommen haben, Ugogo aussieht. Und nun gar die Bilder der letzten Tage aus dem nur ein paar Meter breiten Streifen Galeriewald, der die Ufer des Bubu begleitet. Alle Herrlichkeit tropischer Vegetation glaubt man in Ugogo versammelt. Daß zehn Schritte weiter ein viele Tagemärsche tiefes Pori beginnt, sieht man auf dem Bilde nicht. Man sieht nur schlanke Palmen, die ihre Wedel über altersgraue Baumriesen erheben. Und selbst das Pori sieht auf der Photographie noch leidlich aus. Nur von Berggipfeln aus ist dieses Land zu genießen, oder durch das wählerische Auge der Kamera.

Lager bei Iwa Mrima Kibahu, am 30. Juni 1911.

Hier ist wieder ödestes Ugogo, aber ich lasse mich dadurch nicht in meiner Stimmung stören. Auch heute sind wir wieder auf sandigen Wegen fünf Stunden durch kahlen Busch gewandert. Hier im Umkreis des Negerdorfes ist er gerodet. Von Röhren zertrampelter Sandboden mit mageren dünnen Gräsern und



Am Stamm eines Baobab (Affnenbrotbaumes).

einzelnen Maisfeldern. Der Mensch hat eine andere Dede geschaffen anstelle der ersten. Von Wild haben wir schon lange keine Spur mehr gesehen, außer den wilden Tauben, die in Scharen fast ganz Ugogo bevölkern.

Es gibt auf dem weiten Wege von Deutschland nach Ugogo nichts (auch das Meer im Sturme nicht), was sich auch nur von ferne mit dem Blick vom Buet auf die Mont-Blanc-Kette oder vom Gornergrat auf die Monte-Rosa-Gruppe messen könnte. Dies eine würde mir in Afrika sehr fehlen, wenn ich dort dauernd leben müßte: Es gibt wohl Berge, aber kein Hochgebirge

(wenigstens nicht in erreichbarer Nähe), und es gibt keinen Winter: In diesem Falle liegt wirklich das Gute so nahe. Wir glauben immer, mit jedem Kilometer Ferne müßte die Welt schöner werden. Aber man stelle einmal die gelbe dürre Steppe, über die der Wind in Sandwirbeln fegt, den meilenweiten kahlen Busch, man stelle den Winter Ugogos neben den Winter nur eines kleinen Tannenwaldes irgend eines deutschen Mittelgebirges, von den Alpen gar nicht zu reden.

Und dann der Wassermangel: er ist nicht nur eine Unannehmlichkeit, sondern bedingt auch die Armut des landschaftlichen Bildes.

Eben sprach ich mit Schumacher darüber, daß es kein Fehler wäre, wenn die Fahrt allmählich zu Ende ginge, worauf er prompt erwiderte: „Je eher desto besser. Der Mann, der da gesagt hat, daß Ugogo das häßlichste und ärmste Land ist, hat vollkommen recht.“¹⁾ So offen hat es bisher noch keiner meiner Gefährten ausgesprochen. Ich sehe daraus, daß auch andere denken wie ich und daß ich kein Prinz mit verwöhntem Geschmack bin, sondern vielleicht noch Farben aufgesetzt habe, wo andere sie nicht sahen oder wo keine waren.

Und er sagte weiter: „Wenn wir irgendwem in Ulaia (Europa) diese Gegend hier zeigen könnten, er hielte uns für verrückt, daß wir hierher eine Reise machen.“ So schroff habe ich mich ja wohl noch nie ausgedrückt, und ich bedauere auch heute diese Safari nicht, obwohl der Herbst das Land wahrhaft trostlos macht. Aber ich kann mich doch der Empfindung nicht erwehren, daß wir zu viel Zeit, ein zu langes Stück Leben an dieses Land gewandt haben. Insofern ist es ja gut, daß wir etwa einen Monat früher als wir dachten, fertig sein werden. Ich wollte, der Tag wäre da.

¹⁾ Wislmann hat von Ugogo gesagt, es sei das häßlichste, ärmste, ungastlichste Land, das er in Afrika kennen lernte.

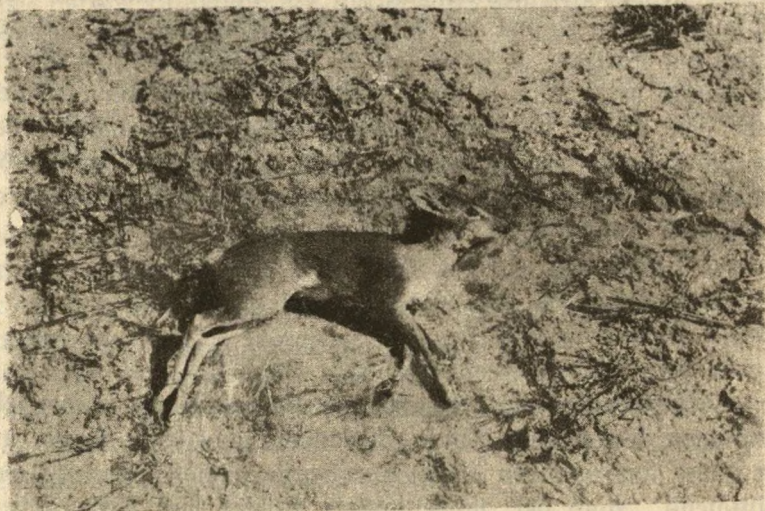
3. Juli 1911.

Nun ziehen wir schon tagelang auf den schmalen sandigen Schlangenwegen der Eingeborenen durch meilenweiten Busch, ohne einen einzigen freien Ausblick zu haben. Immer nur das Gewirr von blätterlosen dünnen Ästen und die schmale Spur, die sich in zahllosen Windungen um die Büsche schlängelt. Tut sich dann endlich einmal der Blick in die Ferne auf, mit violetten Höhen am Horizont, so ist es, als ob sich Gefängnistüren öffnen. Ich glaube, heute, nach so vielen Märschen, würden wir alle nicht mehr den Kampf mit dem weglosen Busch wie damals unten am Umerohe aufnehmen wollen. Und doch waren damals die bunten Farben des Abenteuers und der Reiz des Unbekannten dabei.

Lager bei Mbahi, am 6. Juli 1911.

Vorgestern sind wir hier angekommen nach einem wieder sehr eintönigen Wege durch Busch. Besonders das letzte Drittel auf der alten schnurgeraden Karawanenstraße nach Kilimatinde war geisttötend. Auch der langentbehrte Anblick der Telegraphenstangen und das Summen der Drähte konnten daran nichts ändern. Dafür sind wir nun hier am Rande der weiten Bubu-steppe in einer ganz anderen, zwar nicht unbedingt schönen, aber unbedingt afrikanischen Landschaft. Ein paar kleine Berge in der Nähe, dann eine endlose Ebene von solcher Ferne und Weite, wie sie nur afrikanische Klarheit der Luft, afrikanisches Licht zu schaffen vermögen. Dicht vor uns gelbes spärliches Gras, durch dessen kahle Stellen die graue tonige Erde schaut, dahinter der Galeriewald des Bubu, der von hier wie ein schmaler Waldstreifen aus hohen Palmen aussieht; einzelne graue, blattlose Affenbrotbäume stehen dazwischen. Und dahinter dehnt sich die endlose Steppe bis zum fernen violetten Rande des Grabens, auf dessen Höhe man deutlich die weiße Boma (Festung) von Kilimatinde sieht.

Gestern bummelte ich mit der Büchse durch den Palmenwald am Bubu: An den Uferändern die hohen, schlanken, kahlen Stämme der Borassuspalmen mit den riesigen Wedeln am Wipfel, die im Winde blechern rasseln, dann weiter verschiedene niedrige Palmenarten, wie sie auch in unseren Gewächshäusern stehen, mit vereinzelt Büschen und Laubbäumen dazwischen. Weiter



Zwergantilope.

folgen kleine Flecken von Gras oder Krautsteppe, und endlich, vor der großen offenen Boga, ein langer Streifen von kahlem Dornbusch. Wild war nicht zu sehen, nur eine Zwergantilope, klein wie ein Hase, brach hinter mir los.

Aber es sitzt sich schön am Abend auf der Terrasse unseres Hauses, wenn die Sonne orangegelb hinter majestätischen Wedeln der Palmen verschwindet. Wohltuende, mildere Farbentöne nach der fast schmerzhaften Fülle von Licht, in das die Sonne, nie von einer Wolke gedämpft, Afrika tagsüber taucht.

Zwei Nächte schlafe ich nun schon zwischen vier Wänden, schlafe ich schlecht zwischen festen Mauern in dem neuen, noch leerstehenden Bahnhofsgebäude von Mbahi. Nur ein Schwarzer

ist vorläufig hier zur Bedienung des Telefons. Die drei anderen Räume haben wir mit Beschlag belegt. So wohnen wir zum ersten Mal seit vier Monaten wieder in einem Hause. Die Bahn ist vorläufig nur bis Dodoma eröffnet, doch kann man Bauzüge schon bis Saranda und weiter benutzen.

Die Wärmeverhältnisse sind jetzt sehr eigenartig. Sitzt man im Schatten des Hauses, so ist es angenehm kühl, tritt man in die Sonne hinaus, so brennt sie wie glühendes Eisen, oder mit anderen Worten: Die Strahlung ist sehr stark, die Lufttemperatur hingegen verhältnismäßig gering, ähnlich wie auf großen Gletschern um die Mittagsstunde.

Lager bei Makutupora, am 10. Juli 1911.

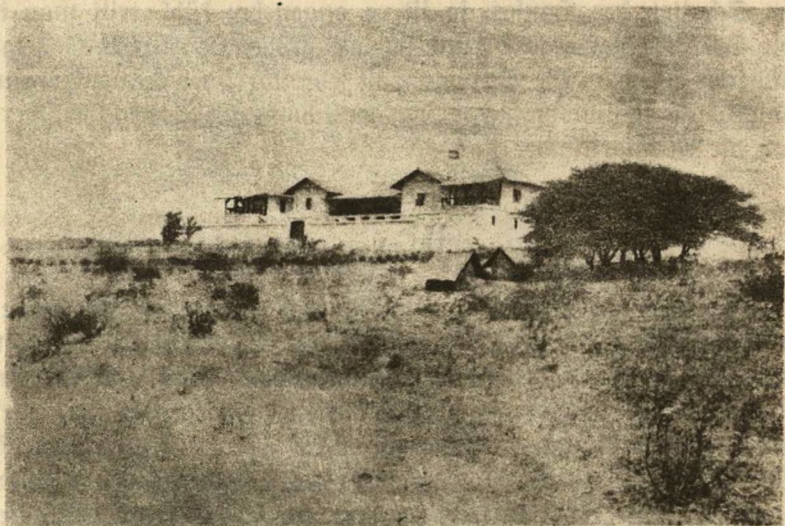
Gestern fuhren wir um 2 Uhr mittags mit Lasten und Leuten in einem Bauzug hierher. Die Fahrt mit der Eisenbahn war eine Erholung nach den langen Steppenmärschen. Wir setzten unsere Zeltstühle auf die offenen mit Schienen beladenen Güterwagen und fuhren lustig und ausichtsreich durch die aussichtslose Gegend. Wir haben so einige 30 Kilometer Marsch gepart, was allerdings bei den 5000, die wir, rund gerechnet, jeder am Ende der Safari zu Fuß zurückgelegt haben werden, nicht viel besagen will.

Morgen gehen wir den Grabenrand hinauf nach Soboro, — da gibts für den Geologen wieder „kazi moto“ (warme Arbeit) — nach 2 Tagen weiter nach Saranda, von wo wir die Post aus Kilimatinde holen lassen werden.

Kilimatinde, 18. Juli 1911.

Tief unter mir das Meer der endlosen Steppen. Die verstreuten Schirmakazien wie Bäume aus Spielzeugschachteln hingestellt. Aus dem flachen Meer des gelben Grases ragen flach die Inseln aus graubraungrünem Busch. So dehnt sich das Land endlos hinein in den Horizont.

Ich sitze auf der Höhe des Grabenrandes bei Kilimatinde, auf einer altersgrauen Bank, aus altersgrauem vermorschtem Granit errichtet. Ein paar Meter fällt der Fels fast senkrecht vor mir ab. Kleine Vögel spielen in den Zweigen der Büsche, und hin und wieder guckt ein Klippdachs neugierig aus einem Felspalt hervor.



Die Boma (Festung) von Kilimatinde.

Unter der Felswand senken sich dürre Rasenhänge, mit lichten Büschen bestanden, zur Ebene hinab.

Zu meinen Füßen barst einst die Erde. Die weite Steppe mit den dunklen Buschinseln sank in die Tiefe, und der Felsrand, auf dem ich sitze, stieg empor und herrscht nun über das Steppenmeer, dessen Grund er vorzeiten bilden half.

Ein halbes Jahr meines Lebens schenkte ich diesem Lande, das ich nicht lieben konnte. Aber heute, da ich weiß, daß nach einem Monat Alles zu Ende ist und daß ich niemals mehr dies Land betreten werde, in dem ich von Lager zu Lager gewandert bin in Regengstürzen und glühender Glut, in dem ich gearbeitet habe und geträumt, in dem ich fröhlich und traurig war, da

kommt mir etwas wie vorzeitige Sehnsucht, ein leises Gefühl, eine leise Stimme der Steppe: Ich bin die Ferne und Weite, ich habe nicht das große Pathos und die Orgelstimmen des Hochgebirges. Meine Armut ist meine Größe, meine Armut und meine Eintönigkeit. Gerade dann, wenn mein Gras verdorrt, und der Wind meine Pulvererde durch kahle Zweige treibt, wenn Sandhosen im Schleiertanz über die Steppen ziehn, dann erst bin ich ganz ich selbst: die Armut der Ewigkeit.

Tausend Knochen bleichen auf meinem Grund, und ist doch kein Zucken in meinem Angesicht von Ewigkeit zu Ewigkeit.

So bin ich in der That auf meiner ganzen Reise nirgends in eine Landschaft gekommen, deren Bild durch die Herrschaft der Pflanze geprägt wird, sondern in ein armes, zum Erbarmen armes Land, das zu acht Zehnteln mit Busch bedeckt ist, der jetzt seine kahlen, grauen Nester über rotem oder grauem Boden verschlingt, über den der Wind in stäubenden Wirbeln segt.

Trotzdem bin ich im Stillen überzeugt: Selbst wenn ich die tropischste Tropenpracht sähe, würde ich sie nicht schöner finden als die Berge, und das scheint mir schließlich ganz natürlich: Die Pracht der Tropen ruht auf der Vegetation, also auf einem Ausdrucksmittel, die Natur der Alpen hat unzählige.

Es war auch kein Zufall, der mich zuerst in die Berge führte. Dafür habe ich einen kleinen Beleg. Ich weiß es noch so wie heute — ich war 13 Jahre alt — als mein Vater mir sagte, wir würden in den Ferien in die bayerischen Alpen gehen, nach Mittenwald. In die Alpen! Das war ja ungeheuerlich. Ich konnte es kaum fassen. In die Alpen! Das war das Wunder selber, und diese Ferien heben sich aus allen anderen, die nur noch ganz verschwommen in meiner Erinnerung stehen, klar und deutlich heraus. Ich weiß noch, wie ich ununterbrochen am Fenster des Zuges stand, als die ersten Kuppen am Horizont auftauchten, dunkel, groß und gerundet, aber doch viel mächtiger als alle Berge, die ich bisher gesehen. Und ich weiß auch noch den letzten Tag, als wir die Straße zum Bahnhof hinunter gingen, einen weiten Weg, auf dem ich vergebens mit den Tränen kämpfte. In diesem

Sommer sprang eine Kammer meiner Seele auf, die ich zuvor nie gekannt. Dann habe ich fünf Jahre lang die Berge nicht wieder gesehen, aber ich hörte oft ein verschwommenes Lied aus weiten, weiten Fernen, die Umrisse zackiger Grate tauchten schemenhaft vor mir auf, eine unklare Sehnsucht nur, noch kein Bekenntnis, das leise, wortlose Ahnen nur: Die Berge sind eine Macht in deinem Leben.

Ich wagte damals noch nicht an die Eroberung der Berge zu denken, trotz des kleinen Gipfels, auf den mich der alte, weißhaarige, nun schon lange tote Sebastian Pittl führte. Ich wußte noch nicht einmal, daß es Bergsteiger gab, die sich ohne Führer an die Hochgipfel wagten. Und hätte mir einer gesagt, ich selbst würde so einer werden, so wäre mir das als eine Art von Frevdel erschienen. Ich war ganz Ehrfurcht.

Dann kam das jahrelange Ringen. Von Stufe zu Stufe. Träume, an die ich nie zu denken gewagt, wurden zur Wirklichkeit. Nun hatte ich den bewußten Willen, ein guter Bergsteiger zu werden. Und die Berge wurden der Zufluchtsort, wohin ich alles Schwere tragen konnte.

Lager bei Gunduko, am 20. Juli 1911.

Mit den Marabus habe ich nun mal kein Glück. Als wir gestern hier ankamen, sah ich plötzlich mitten zwischen den Temben 30 Schritte vor mir einen Marabu¹⁾ stehen. Ich glaubte natürlich, ich sähe Gespenster. Ein Marabu in einem Dorfe? Das ist ja Unsinn. Um meine Denkfähigkeit nachzuprüfen, wandte ich mich an Hamis: „Marabu?“ Er war genau so überrascht wie ich und sagte deshalb diplomatisch: „Sijui, bana“ (ich weiß nicht, Herr), obwohl das Tier nur etwa 25 Schritt vor uns einherstolztierte. Es muß einer sein, sagte ich mir und ließ mir die Büchse geben. Aber wie schießen? Ringsum Menschen, Röhre oder Hütten. Einen Schwarzen oder Ochsen wollte ich nicht schießen. Ich ging

1) Sprich Marábu.

deshalb andächtig im Kreis um das Tier herum, bis ich endlich eine Lücke in den Häusern, Herden und Menschen als Weg für die Kugel entdeckt hatte und schoß — vorbei. Und wie er mit mächtigen Flügelschlägen, angezogenem Kahlkopf und weißer Brust aufflog, kam Hamis die sichere Erkenntnis: „Marabu, bana!“ Es ist tatsächlich einer. —



Tor eines Viehtrales.

Ugogo ist sehr reich an schönem Vieh. Oft sind wir großen Rinderherden begegnet, die mitunter einer einzigen schwarzen Familie gehören. Hier in der großen Steppe, derselben, die man von Kilimatinde sieht, ist der Viehreichtum schier unglaublich. So weit das Auge reicht, steht bis in den Horizont hinein in Abständen Herde an Herde, und jede zählt hunderte von Tieren.

Man könnte versucht sein, hier Viehzucht zu treiben. Noch einfacher ist der Ackerbau, wenn man wie ein Buschneger lebt. Man brauchte sich nur zwei oder drei Frauen zu kaufen (für

30 Rupien gibt es schon sehr schöne). Diese machen alle Arbeit für den Herrn des Hauses, der den ganzen Tag auf der Bärenhaut liegt. Wenn ich also mein Zelt oder mein Gewehr gegen schwarze Mädchen eintauschen würde, so hätte ich keine Sorgen mehr. —



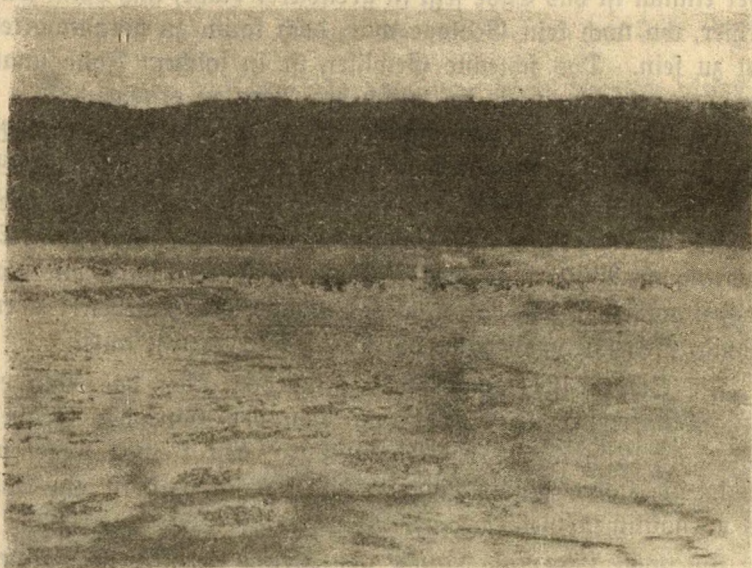
Viehherde (indische Bucelrinder der Wagogo).

Lager bei Mahaka, 22. Juli 1911.

Der heutige Vormittag war reich an wissenschaftlicher Ernte und hat meinen Stimmungsbarometer etwas steigen lassen, wenn ich innerlich auch grollte, als ich in brennender Sonne den steilen Grabenrand, an dem wir hier lagern, hinauf und hinunter steigen mußte. Wenn das Bergsteigen in den Alpen so schweißtreibend wäre wie in Afrika, hätte ich es schon lange aufgegeben. (Vielleicht auch nicht.)

Der Blick über die Steppe ist weit wie das unbewegte Meer. Um den Ngurue lagen ja auch große Steppen, aber doch durch Bodenwellen getrennt und mit einzelnen Büschen oder Bäumen

bestanden. Hier ist nichts davon: eine gelbgrüne Ebene, auf der das Barometer innerhalb einer Meile Höhenunterschiede bis zu einem halben Meter angibt; also absolut eben, ein gelbgrüner Grund, der im Violett der Ferne verschwimmt. Man denke sich: man hätte hier ein Haus. Man könnte keinen Spaziergang



Die Große Bruchstufe bei Mahaka, davor tonige Salzsteppe.

machen, bei dem man sein Haus aus den Augen verlöre; sich nur entfernen, mehr oder weniger weit. So müßte die ewige Ferne zur drückenden Enge werden. Man weiß nicht mehr: Ist diese Landschaft schön oder häßlich? Jede Bezeichnung hat ihren Sinn verloren. Es gibt nur Weite nach allen Seiten.

Nach heute und vorgestern vormittag hatte ich wieder einmal weite Wege zu machen, da dieser Teil der großen Bruchstufe noch ganz unerforscht ist. Um die Mittagsstunde wird die Sonne täglich heißer, da wir in immer tiefere Regionen kommen. Besonders an Chinintagen ist die Hitze sehr unangenehm. Man weiß dann manchmal gar nicht, wo man hin soll. Im Zelt ist drückende Hitze, und draußen sticht die Sonne. So geht es Tag für Tag bei

blauem Himmel, blendendem Licht und ohne fühlenden Regen. Da flackert das Lebenslicht erst gegen Abend wieder auf.

Doch habe ich die Periode der Arbeitsmüdigkeit, die in letzter Zeit über mich gekommen war, anscheinend siegreich überwunden, wenn ich auch die täglichen Märsche etwas widerwillig antrete. Aber einmal ist das Ende jetzt in greifbarer Nähe, und dann wäre es hier, wo noch kein Geologe war, doch kaum zu verantworten, faul zu sein. Das schlechte Gewissen ist in solchem Falle unangenehmer, als schweigend im Busch den Berg zu ersteigen. —

Eben fiel mir ein Bild in die Hand, hier mitten in Afrika, in niederdrückender Mittagshize, ein schlechter Druck: Die Weilkoppe im Winter, ein Bild, das man zu Hause wohl flüchtig überblättert und das hier alle Sehnsucht aufreißen kann und Erinnerung an Wintertage weckt. Dann weiß man nicht, wie man die Zeit antreiben soll, daß sie gehen möchte, gehen, gehen! Verne Geduld, mein Herz, Geduld, die du niemals lernen wirst.

Die Steppe ist weniger weit geworden, aber das Bild ein wenig reicher. Jenseits sieht man von der Höhe des Grabenrandes die Kwitaberger bei Makutupora, den kleinen Kegel bei Mbahi, die Höhen hinter Dodoma und fern, ganz blaß, ein Stück des nordöstlichen Gebirgszuges.

Um unser Lager am Rande der Steppe stehen viele Palmen. Kahle, borstige Stämme mit den herbstlich gelbgrünen, tief geschligten Wedeln, schattenlos über dem kahlen, brennenden, sandigen Boden.

Die Palmen bilden keine Wälder, so dicht sie stehen mögen. Man hat nicht den Eindruck, hineinzutreten wie in die kühle schattige Halle der Lannenwälder. Man wandelt nur zwischen Stämmen.

Es will noch immer nicht Abend werden. Noch ist die Glut, vor der es kein Fliehen gibt. Da tauchen Gedanken auf: Nur einmal hineinfassen mit der Hand in weißen, kalten, frischgefallenen Schnee. Oder: die Kleider abwerfen und langsam untertauchen in einen klaren, blaugrünen Bergsee. Wahnsinnige Wünsche! So erfüllbar wie Sterne herunterreißen vom Himmel.

Und ich habe diesmal mein Zelt falsch ausgerichtet lassen. Das rächt sich schwer. Morgen nehme ich wieder den Kompaß zu Hilfe. In Ulaia baut man die Häuser so, daß man viel Sonne in den Fenstern hat; hier ein fürchterlicher Gedanke.

Lager bei Milimo, am 26. Juli 1911.

Wir lagern auf der Höhe der hier schon ziemlich niedrigen Bruchstufe. Landschaft: Pori kubwa kapiffa! (ganz weiter Busch) mit felsgekrönten Inselbergen. Als wir gestern wieder stundenlang durch das geliebte Pori hierher gingen, hatte ich geradezu



Die Große Bruchstufe bei kwa Mlawa.

ein auch körperliches Mißbehagen gegen den Busch. Der morgige Tag führt uns natürlich wieder durch Pori — wir sind ja durch drei ganze Lager in der Steppe unheimlich verwöhnt — zum Kifigo. Dann geht es bald wieder nordwärts, immer weiter nordwärts bis nach Hause.

Lager am Rifigo, am 29. Juli 1911.

Der Fluß, mit dem wir nun vorgestern glücklich Wiedersehen gefeiert haben, schläft lange seinen Winterschlaf, tiefer trockner Sand, kein fließender Tropfen, kein Lümpel mehr. Nur in gegrabenen Löchern sammelt sich langsam das trübe Wasser. So muß ich mit dem leise erhofften Bade bis auf das Schiff warten.



Pavian.

Immerhin hat dieser Nachteil den Vorteil, daß es keine Mücken mehr gibt. Von der Malaria scheine ich also tatsächlich als einziger von uns verschont zu bleiben. Das Chinin muß leider trotzdem weiter genommen werden, da die zähen Parasiten die Gewohnheit haben, sich in die Milz zu flüchten und bei guter

Gelegenheit einen Angriff zu machen. Auf ihren endgültigen Tod kann ich vor Marseille kaum rechnen. So gute Dienste das üble Gift geleistet hat, ich werde doch froh sein, damit aufhören zu können. Es fällt mir immer mehr auf Nerven und Magen. Dazu kommt noch das ewige Shensihuhn mit Reis. Reis habe ich früher sehr gern gegessen, jetzt kann ich ihn kaum noch sehen. Ein ander Mal würde ich in puncto Verproviantierung manches anders machen. Man sammelt eben Erfahrungen.

Meine Gewehre hätte ich, seit wir die Landschaft Mangati verließen, eben so gut nach Hause schicken können. Außer einem der Affen, die man öfter antrifft, und ein oder zwei Perlhühnern habe ich nichts mehr ums Leben gebracht.

Viel Wild haben wir in Ugogo selber eigentlich nur am Kifigo-Ruahalager getroffen. Die Berichte in dem Kolonialwerk von Hans Meyer über den Wildreichtum Süd-Ugogos sind wohl nur dadurch zu erklären, daß es noch vor 10 bis 20 Jahren viel mehr geregnet hat. Hauptmann Fonck, der den Kifigo an der Stelle, an der wir jetzt lagern, im Jahre 1895 überschritten hat, schreibt „ohne Boote unpassierbar“, und jetzt, im Juli, muß man mannstief graben, um Wasser zu finden. Mit dem Wasser ist das Wild verschwunden.

In 23 Tagen sehe ich die Palmen von Dareffalam am Horizonte versinken, und wenn ich über dem weißen Kielwasserstreifen das Land verschwinden sehe, werde ich wohl trotz allem nicht nur das eine Gefühl: „Gott sei Dank, vorüber!“ haben, sondern auch ein bißchen Feierlichkeit angesichts der vergangenen Zeit, dieses Stückes Leben, das weit herausgenommen ist aus der übrigen Zeit, mag es auch nicht immer schön gewesen sein.

Aber heute, wo noch mancher Tag voll Blut und Dede vor meinen Füßen liegt, herrscht doch die eine Empfindung: Ich habe genug, genug von diesem Lande, das mir nichts mehr geben kann.

Lager bei Simba Ngulu am Riffigo, am 31. Juli 1911.

Gestern hier angekommen. Bageler ist heute gleich weiter nach Irangalli gegangen, dem südlichsten Punkt dieser Schleife. Die Nachricht, daß dort Elefanten stünden, hat ihm keine Ruhe gelassen.

Ich habe hier noch zu tun und gehe erst morgen nach. So bin ich heute Alleinherrscher über einen Askari, einen Boy und etwa 12 Träger und fühle mich sehr wohl dabei.

Statt eines Elefanten habe ich gestern nachmittag eine Zwergantilope geschossen, die ich heute verzehre, und gegen abend vom Zelt aus einen Reiher, der etwa 150 Schritt entfernt auf einem hohen Baume saß.

Lager bei Irangalli, am 2. August 1911.

Von nun an bringt mich jeder Tag nach Norden. Morgen beginnt der Heimweg, beginnt mit Pori. Wenn man auf einen der kleinen Felsbügel der Umgebung steigt, übersieht man den Busch. Busch, soweit das Auge reicht. Die übliche Ugogolandschaft. Und so weiter noch zehn Tage lang, bis wir am zehnten in derselben Landschaft stehen: Kleine Felsberge wie verlorene Inseln im Busch, — Busch, soweit das Auge reicht. Nur daß der Schienenstrang sich als kahler Streifen seine Wege bahnt, nach den Häusern von Dodoma, von den Häusern von Dodoma fort. Und rechts und links des kahlen Schienenweges Busch, soweit das Auge reicht.

Tagsüber glüht der Busch und schweigt. Nachts, wenn der Mond und die Sterne kommen, zerbricht der freche gellende Schrei des Schakals die Stille, heult kläglich die Hyäne: — Ugogo. In dunklen Nächten sucht das heilige Tier die Gräber der Schwarzen, Gräber im Busch. Gierig wühlt es die Leichen heraus und verstreut die benagten Knochen. Die bleichen in Blut und Dürre, zerfallen zu Staub. Ein schnell erwachender, schnell

ersterbender Wind trägt in der Trockenzeit Staub und zerfallene Gebeine in haushohem Wirbel über kahle Flächen, über gelbe Steppen — Ugogo.

Wer restlos vergessen, vergehen will, der lebe und sterbe in Ugogo. Der erste Wirbel der Trockenzeit verstreut seine letzte Erinnerung in Staub über Steppen und Busch.

Lager bei Hussi, am 5. August 1911.

Gestern führte uns ein Schwarzer von Irangalli nach Manda, auf einem „gestorbenen“ Wege durch Busch. Der Negerpfad ist seit langem verlassen; die zähen Arme der Büsche reichen sich über dem schmalen Durchlaß wieder die Hand. Die Dornen rissen noch einmal an unseren schon arg zeretzten Rafiröcken, bis der „gestorbene Pfad“ bei einem „gestorbenen“ Dorfe endete. Die Brunnen von Manda sind vertrocknet. Deshalb sind die meisten Lemben verlassen. Nur zwei, drei Leute hausen noch da, und holen das „köstliche (?) Naß“ zwei Stunden weit. Wir hatten deshalb sechs Träger allein mit Wasser beladen. Die wasserlose Strecke von Irangalli bis Hussi ist etwa 50 Km. lang.

Zwischen Manda und Hussi weiteten sich wieder einzelne Steppen, durch Dornbusch und Akazien getrennt. Der graue Tonboden schaut durch gelbe, spärliche Gräser, vor Dürre so hart, als sei er gefroren. Trockenrisse durchziehen ihn kreuz und quer.

Noch zweimal werden wir lagern. Dann flattern die schwarz-weiß-roten Fähnchen auf unseren Zelten an der Bahn bei Singe. So bringt der siebente Tag wahrscheinlich meinen letzten Weg durch den Busch.

Lager bei Ripanga, am 9. August 1911.

Die Sonne brannte in diesen Tagen erbarmungslos. Im Schatten eines dicken Stammes ist es fast kühl. Aber tritt man wieder in die Strahlen hinaus, dann fürchtet man für sein Gehirn.

Da war es in der Regenzeit angenehmer, wenn auch die Lufttemperatur höher war, aber dafür die Strahlung geringer. Nun ist es, als hätte man glühendes Eisen dicht an der Wange. Besonders gestern war es schlimm. Stumpf vor Hitze saßen wir in unseren Zelten. Da geschah das Wunder: Wolken entstanden aus Nichts, ballten sich dunkel zusammen — dann klopften die ersten Tropfen erlösend auf die Leinwand. Ich riß Kaktijacke und Hemd herunter und empfing mit entblößtem Oberkörper den Segen des Himmels als köstlichstes Geschenk.

Kilima Ngurue

Tausend Meilen fern, über der weiten flimmernden Steppe, erhebst du dein graues Felsenhaupt. Scheue Antilopenhufe kreisen durch Sumpf und Schilf um deinen Fuß. Du wirst noch stehen, wenn ich sterbe, noch viele Tausend Jahre lang, und der Tag, da du deinen Scheitel meinem Fuß zum Throne gabst, ist wie ein Nichts in deiner Dauer, wie ein ferner Ruf aus Rohr und Schilf.

Und dennoch war die Stunde ewig, da sich meiner Seele Wurzeln senkten in dein graues, bröckelndes Gestein. Da wir beide fühlten, daß wir e i n e m Schoß entsprangen, zurückgesunken in das Chaos, das uns schuf.

Du lebst das gleiche Leben nur wie ich, und ich wie du. Ein jeder Stein und jedes Gras auf deiner Haut ist mir verschwistert wie das eigne Haar. Und dort, wo kein Gedanke mehr und kein gesprochenes Wort die Oberfläche meiner Seele kräuselt, sind wir verankert in dem Grund, aus dem die Welt und alles Leben wuchs.

Du stehst wie einst und tausend Meilen fern von mir und jenem Tag. Noch hat kein Sturm und keine Sonnenglut nur eine Falte deines Mantelwurfs verändert. Und ob du einst zerbröckelnd in die Ebne strömst: das Leben, das in jener Stunde dunkel floß aus mir in dich, aus dir in mich, ist dauernd wie die Nacht aus der wir kamen. Und wenn ich sterbe, wird ein Zittern gehn durch deinen Felsenleib bis zu den Sternen.

Übersicht

	Seite
Mpapua	11
Zeltlager am Kinjasungwe	12
" bei kwa Njangallo	15
" bei Msanga	18
" bei Mahoma	23
" am Umerohe (1.-6.)	26
" am Kifigo	37
" bei Kibete	43
" bei Kinugulu	46
" am Beremehe	53
" bei Mitikira	54
" bei Dodoma	55
" bei Matunda kwa Meda	57
" bei Matamata	58
" bei kwa Meda	59
" am Kerema	65
" bei Kondoia Irangi	66
" im Nordosten des Kilima Ngurue	67
" nördlich des Balangda-Sees	69
" am Westufer des Balangda-Sees	73
" zwischen Balangda- und Balangidda-See	78
" am Balangidda-See	79
" bei kwa Mboga	81
" bei kwa Towera	82
" bei Lemesi	84
" im Bubu	86
" bei kwa Mrima Kibahu	89
" bei Mbaht	91
" bei Makutupora	93
" bei Kilimatinde	93
" bei Gunduko	96
" bei Mahaka	98
" bei Mitimo	101
" am Kifigo	102
" bei Simba Ngulu	104
" bei Irangalli	104
" bei Hufsi	105
" bei Ripanga	105
Kilima Ngurue	107



Verzeichnis

11	am Kamin	11	am Kamin
12	bei der Treppe	12	bei der Treppe
13	bei der Treppe	13	bei der Treppe
14	bei der Treppe	14	bei der Treppe
15	am Kamin	15	am Kamin
16	am Kamin	16	am Kamin
17	am Kamin	17	am Kamin
18	am Kamin	18	am Kamin
19	am Kamin	19	am Kamin
20	am Kamin	20	am Kamin
21	am Kamin	21	am Kamin
22	am Kamin	22	am Kamin
23	am Kamin	23	am Kamin
24	am Kamin	24	am Kamin
25	am Kamin	25	am Kamin
26	am Kamin	26	am Kamin
27	am Kamin	27	am Kamin
28	am Kamin	28	am Kamin
29	am Kamin	29	am Kamin
30	am Kamin	30	am Kamin
31	am Kamin	31	am Kamin
32	am Kamin	32	am Kamin
33	am Kamin	33	am Kamin
34	am Kamin	34	am Kamin
35	am Kamin	35	am Kamin
36	am Kamin	36	am Kamin
37	am Kamin	37	am Kamin
38	am Kamin	38	am Kamin
39	am Kamin	39	am Kamin
40	am Kamin	40	am Kamin
41	am Kamin	41	am Kamin
42	am Kamin	42	am Kamin
43	am Kamin	43	am Kamin
44	am Kamin	44	am Kamin
45	am Kamin	45	am Kamin
46	am Kamin	46	am Kamin
47	am Kamin	47	am Kamin
48	am Kamin	48	am Kamin
49	am Kamin	49	am Kamin
50	am Kamin	50	am Kamin
51	am Kamin	51	am Kamin
52	am Kamin	52	am Kamin
53	am Kamin	53	am Kamin
54	am Kamin	54	am Kamin
55	am Kamin	55	am Kamin
56	am Kamin	56	am Kamin
57	am Kamin	57	am Kamin
58	am Kamin	58	am Kamin
59	am Kamin	59	am Kamin
60	am Kamin	60	am Kamin
61	am Kamin	61	am Kamin
62	am Kamin	62	am Kamin
63	am Kamin	63	am Kamin
64	am Kamin	64	am Kamin
65	am Kamin	65	am Kamin
66	am Kamin	66	am Kamin
67	am Kamin	67	am Kamin
68	am Kamin	68	am Kamin
69	am Kamin	69	am Kamin
70	am Kamin	70	am Kamin
71	am Kamin	71	am Kamin
72	am Kamin	72	am Kamin
73	am Kamin	73	am Kamin
74	am Kamin	74	am Kamin
75	am Kamin	75	am Kamin
76	am Kamin	76	am Kamin
77	am Kamin	77	am Kamin
78	am Kamin	78	am Kamin
79	am Kamin	79	am Kamin
80	am Kamin	80	am Kamin
81	am Kamin	81	am Kamin
82	am Kamin	82	am Kamin
83	am Kamin	83	am Kamin
84	am Kamin	84	am Kamin
85	am Kamin	85	am Kamin
86	am Kamin	86	am Kamin
87	am Kamin	87	am Kamin
88	am Kamin	88	am Kamin
89	am Kamin	89	am Kamin
90	am Kamin	90	am Kamin
91	am Kamin	91	am Kamin
92	am Kamin	92	am Kamin
93	am Kamin	93	am Kamin
94	am Kamin	94	am Kamin
95	am Kamin	95	am Kamin
96	am Kamin	96	am Kamin
97	am Kamin	97	am Kamin
98	am Kamin	98	am Kamin
99	am Kamin	99	am Kamin
100	am Kamin	100	am Kamin



Vom selben Verfasser:

Tat und Traum, ein Buch alpinen Erlebens.
Zweite Auflage, München 1922, Bergverlag.

Die Lieder des leisen Lebens.
München 1910, R. Piper & Co., vergriffen.

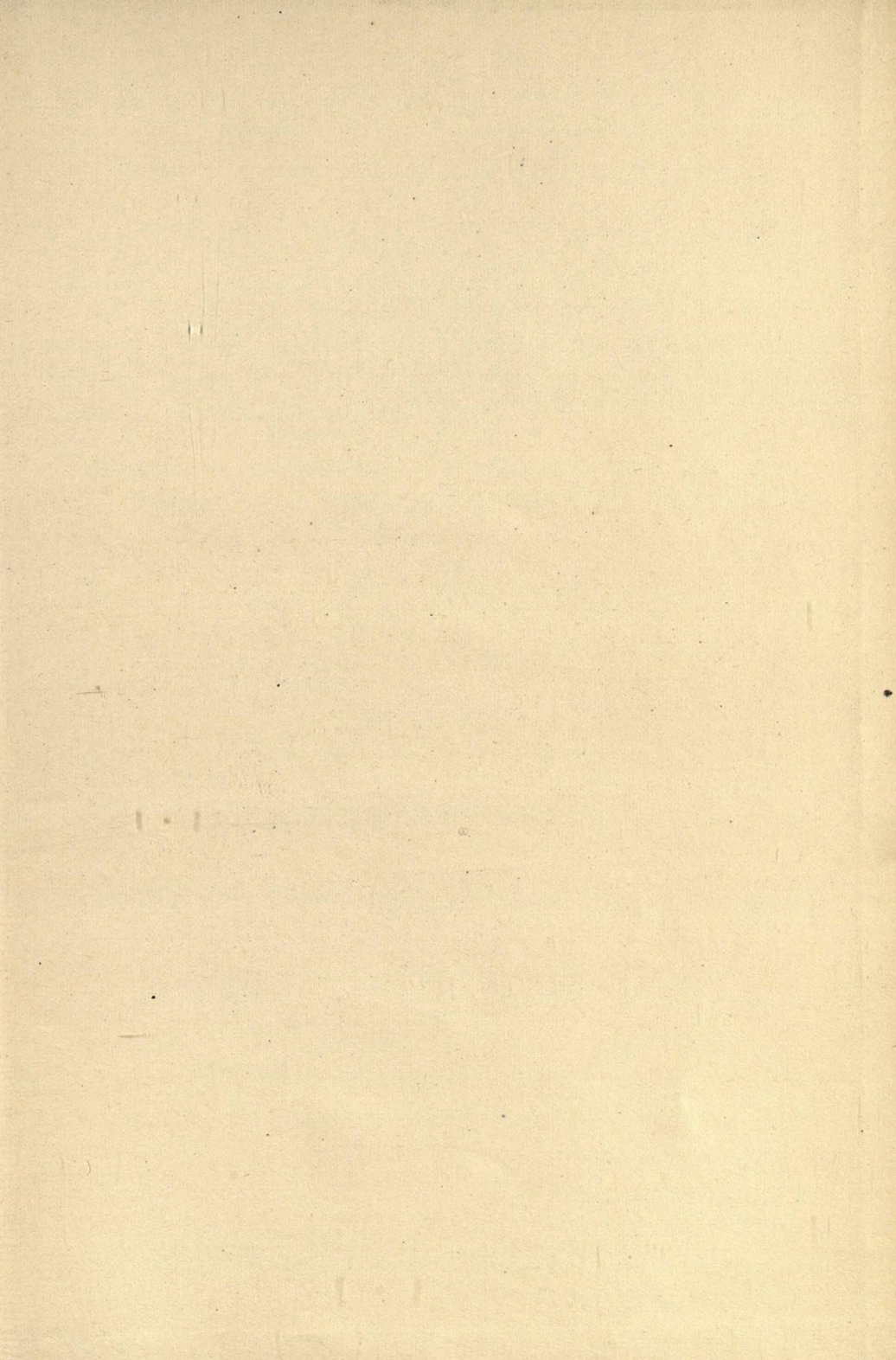
Sucht und Sehnen, ein Buch Gedichte.
1908, Verlag Bayerndruck, München-Pullach.

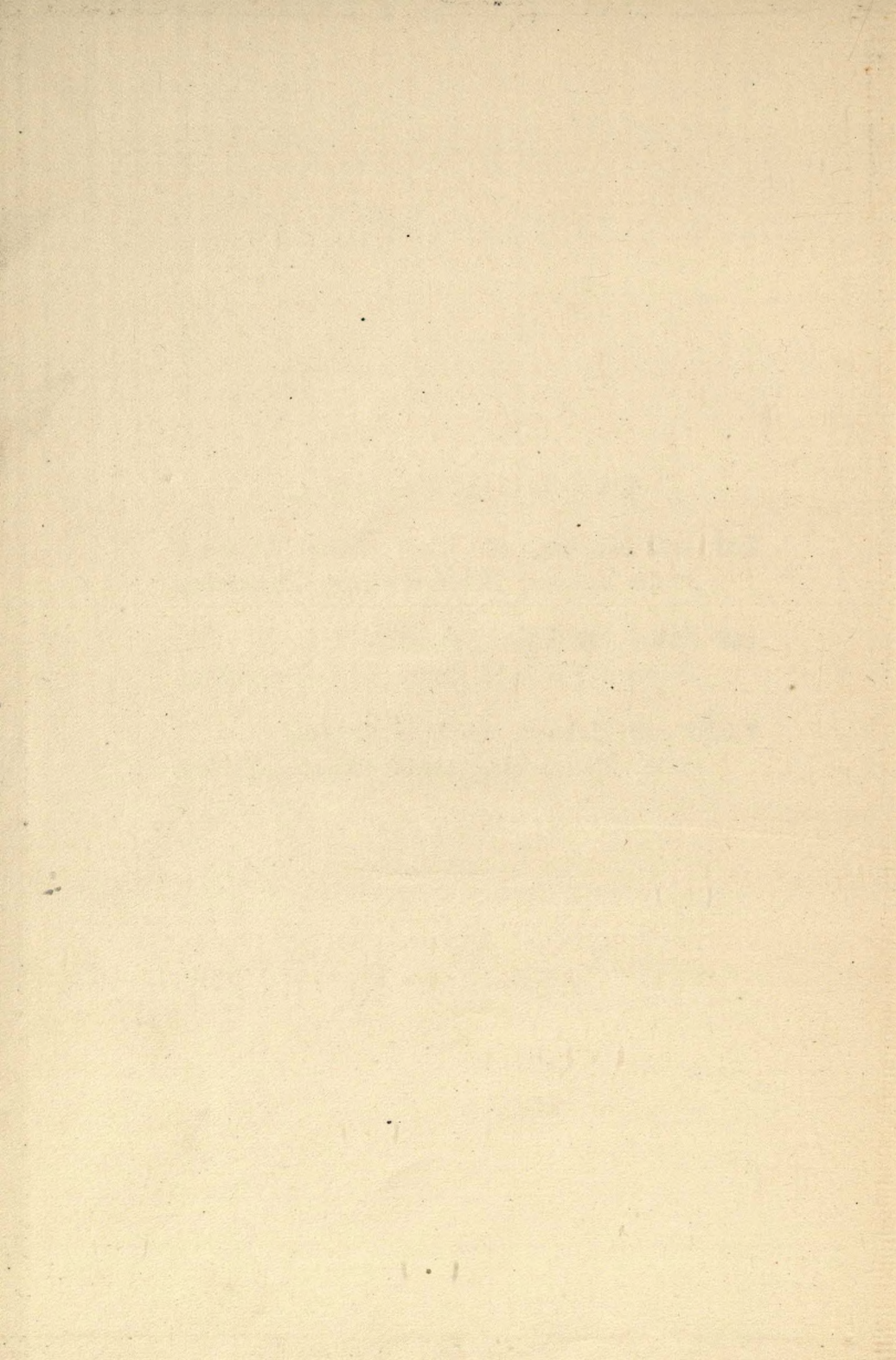
Vom selben Verfasser:

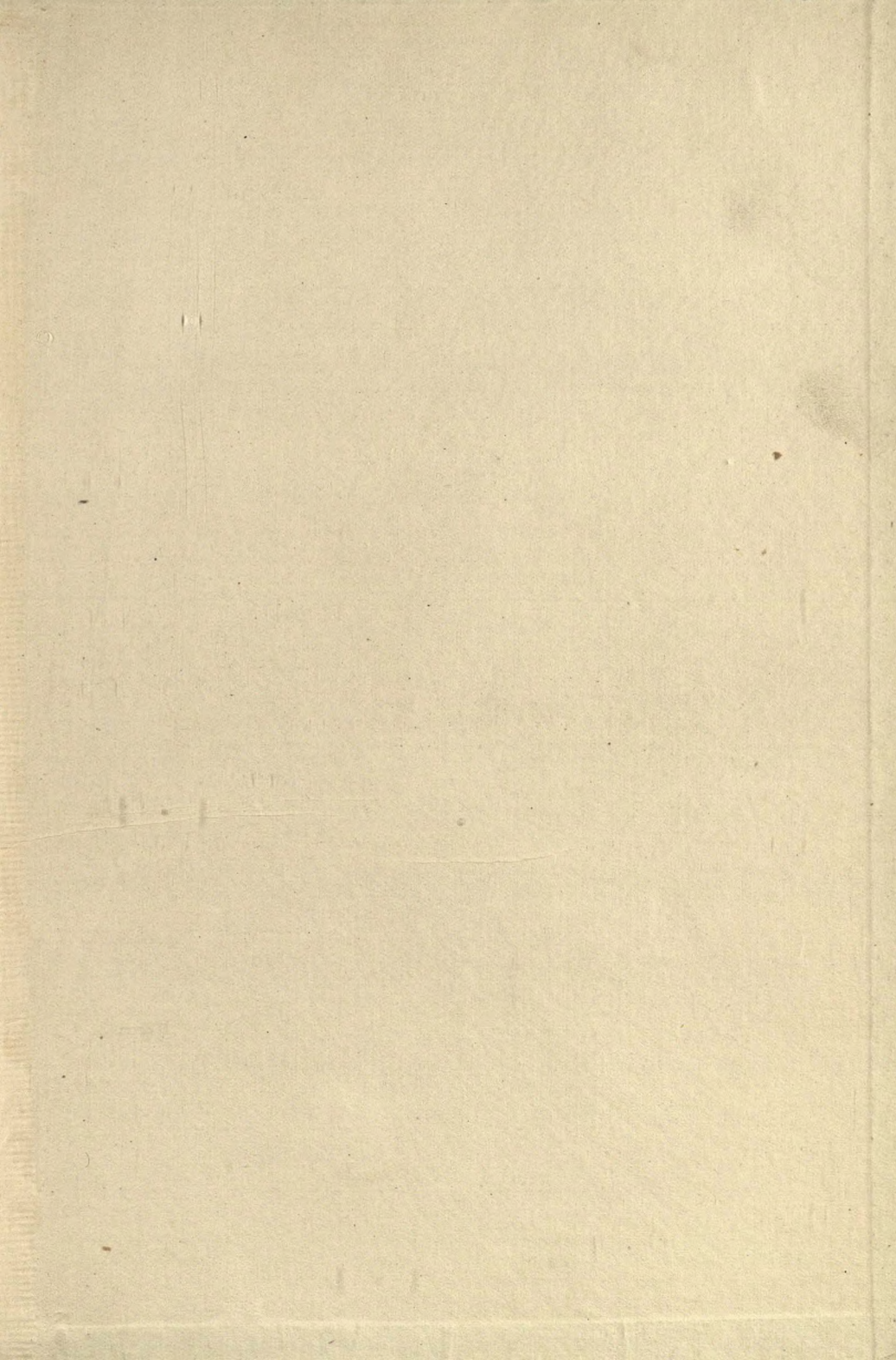
Das und Warum ein Buch ohne Verleumdung
Zweite Auflage München 1922, 320 Seiten

Die Liebe des letzten Lebens
München 1910, 2. Aufl. 1912, 320 Seiten

Sucht und Gethen ein Buch über
1908, Verlag Johannes-Bullsch, München







2695